

# MENSCH, ALTER!

Geschichten übers  
Altwerden im Schillerkiez

Für  
Jung & Alt  
und alle  
dazwischen

# EDITORIAL



Vergänglichkeit und Weisheit, Gebrechlichkeit und Reife – das Thema Alter ist ein streitbares. Schon in puncto Definition scheiden sich die Geister. Ab wann gilt ein Mensch als alt und bis wann noch als jung? Entscheidet ein ergrauter Haarschopf darüber, ob jetzt das Altsein oder das Altwerden eingesetzt hat, oder der tatsächliche Eintritt ins Rentenalter? Und wie sieht es mit dem gefühlten Alter aus, das für viele Menschen nicht mit dem tatsächlichen Alter übereinstimmt?

Als wir vor einigen Monaten begannen Geschichten für dieses Magazin zu recherchieren, war ein erklärtes Ziel, auf die alten Menschen hier und das Altwerden im und um den Schillerkiez ein positives Schlaglicht zu werfen; ganz im Sinne des Wortursprungs von „Alter“ (germanisch „ala“ = wachsen, nähren). Wir mussten schnell feststellen, dass dieses Schlaglicht von vielen gar nicht gewollt ist. „Altern muss jeder, aber darüber reden? Nein, danke.“ So oder so ähnlich lauteten Antworten, die wir auf Interviewanfragen bekamen. In vielen Fällen wurde uns auch gar nicht erst geantwortet. Eine Seniorin empfahl deshalb, bei Anfragen besser auf Wörter wie „Alter“ zu verzichten und stattdessen z.B. von „Tradition“ zu sprechen. Das klinge dann weniger abschreckend.

Besonders dankbar sind wir daher den Menschen, die Lust hatten, bei diesem Magazin mitzuwirken und von verschiedenen Facetten des Altwerdens zu erzählen. Entstanden sind Geschichten über eine Eckkneipe und einen Eierladen mit Kultstatus, über die Schwierigkeit, im Alter eine Wohnung zu finden, über das Leben mit Hunden und über die wundersame Verbindung zwischen einem queeren Club und einer Seniorenwohnanlage. Darüber hinaus waren wir zu Besuch bei einer Seniorentheatergruppe und bei einem Mann, der seit 50 Jahren im Schillerkiez wohnt. In einem Straßenportrait beleuchteten wir die abwechslungsreiche Geschichte der Schillerpromenade und in einer Reportage das Altern von Bäumen in der Stadt.

Wir wünschen viel Spaß bei der Lektüre!  
Euer Team der Schillerwerkstatt

# INHALT

6



## Auf ein Bier bei Engel

Ein Gespräch über  
25 Jahre Eckkneipen-  
betrieb

10



## Im Theater muss man mit allem rechnen

Zu Besuch bei einer  
Theaterprobe der Sultaninen

16



## Alt. Ich?

Auf Wohnungssuche

18



## Robert und seine Hunde

Ein Portrait

22



## Alles Fassade?

Fotoserie über Fragmente,  
die Geschichte erzählen

24



## „Wir sind die vergessene Generation“

Über gute Nachbarschaft  
zwischen einem queeren Club  
und einer Seniorenwohnanlage

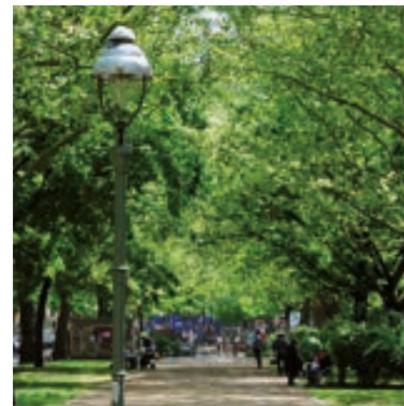
27



## „Weil Ei braucht man“

Ein Interview mit Hannelore,  
der Verkäuferin im Gold-Ei

30



## Auf der Schillerpromenade

Eine Zeitreise

34



## Schön, dass du auch noch da bist.

Vom Altern der Bäume  
in der Stadt

38



## Linde Nr. 4

Fiktive Prosa vom  
ältesten Baum auf der  
Schillerpromenade

42



## „Tanz oder gar nicht“

Ein Anwohner erzählt von  
50 Jahren im Schillerkiez

# Auf ein Bier bei Engel

„Dart-Verein ist nicht gleich Dart-Verein“ und was man von 25 Jahren Eckkneipenbetrieb alles lernen kann. Ein Besuch bei „Engel“ in der Mahlower Klause.

Text: Max Büch / Fotos: Anke Hohmeister, privat, photocase



Engelbert Zickmund, Spitzname „Engel“, betreibt die Mahlower Klause.

Auf ein Bier bei Engel

„Der ist schon tot. Und der da auch. Das kannst du nehmen.“ Engelbert Zickmund, 61, kurz „Engel“ und von seiner Angestellten Ute liebevoll „Engelchen“ genannt, sitzt im hinteren Raum seiner Kneipe und durchforstet für seinen Gast den Inhalt eines Schuhkartons. Er sucht nach Bildern, die man bedenkenlos veröffentlichen kann, auf denen also niemand zu sehen ist, der womöglich später „rumzicken“ könnte. Der Karton: Ein Fundus alter Fotos aus 25 Jahren Kneipengeschichte – vergilbte Polaroids, auf denen Männer mit Schnauzer und Vokuhila am Tresen sitzen, Bilder von ausgelassenen Trinkgelagen, von Dart-Königen mit besonders verrückter Wurftechnik und vielen immer wiederkehrenden Gesichtern wie das der „Eierfrau“ Hannelore, die den Eierladen in der Weisestraße betreibt (Seite 27). Gesichter, die im Zeitraffer des Schuhkartons schnell ein paar Jahre reifen und Gesichter, deren Blicke mittlerweile dauerhaft erloschen sind.

Die Mahlower Klause ist eine klassische Neuköllner Eckkneipe: Holzvertäfelung an der Wand, preiswerte Getränke im Sortiment und ein Stammpublikum an Tischen und Tresen, das jeden Neuankömmling entweder mit Namen grüßt oder mit skeptischen Blicken mustert. „Bei Engel“, wie die Klause bei der eingefleischten Kundschaft genannt wird, ist eine jener Neuköllner Eckkneipen, die sich im Lauf der Jahre derart ins Straßenbild eingepasst haben, dass man sie kaum wahrnimmt. Man kann zigmal an ihnen vorbeigelaufen sein, ohne je wirklich bewusst von ihnen Notiz zu nehmen. Aber bei der kleinsten Veränderung, wenn ein Rollladen mal verschlossen bleibt, die Auslage umgestellt wird, macht sich beim Passanten unerklärliches Unbehagen breit. Weil er ganz genau weiß, dass sich da etwas verändert hat und es doch beim besten Willen nicht näher benennen kann. Bei Engel ändert sich nichts. Zumindest eher selten. Wenn die Nebenkosten steigen, müsse er hin und wieder in den „sauren Apfel“ beißen und die Preise anziehen. Das würden die 70 Prozent Stammgäste dann aber auch verstehen. Die einzige große Veränderung ist das Rauchverbot gewesen. Seither darf zwar noch geraucht werden – ein großes Schild am Eingang weist darauf hin – aber es darf dazu kein Essen mehr serviert werden. Ansonsten ist alles beim Alten. Und selbst, wenn er wollte: „Ich kann mich auch nicht mit allem, was ich hier ändern will, durchsetzen.“ So ist das wohl mit der Stammkundschaft.

Ein Stammpublikum an Tischen und Tresen, das jeden Neuankömmling entweder mit Namen grüßt oder mit skeptischen Blicken mustert.

Gut 25 Jahre ist es her, dass Engel den Laden an der Ecke Weisestraße übernommen hat. Zuvor hatte er erst als „Büffetier“ und dann als Geschäftsführersassistent im Mariendorfer Käfer gearbeitet. Vom Mariendorfer ging es weiter zum Neuköllner Käfer am S-Bahnhof Hermannstraße – heute „Umsteiger“ genannt – bis dort die Deutsche Bahn das Grundstück verkaufte. Horrende Mietpreissteigerungen gab es auch damals schon: Über Nacht sollten es nicht mehr 6.000, sondern 7.500 Mark Miete im Monat sein. Da ist er ausgestiegen und hat die Mahlower Klause bei ihm um die Ecke gefunden. 1994 war das. Die Gäste hat er vom Vorgänger übernommen und den Billard-Verein gleich mit dazu. „Vor 20 Jahren war ja Billard noch in. Dann ging es mehr auf Dart zu“, entsinnt sich Engel, sieht seinem Gegenüber konspirativ in die Augen und fügt wissend hinzu: „Aber Dart-Verein ist nicht gleich Dart-Verein.“ Und im gesenkten Tonfall: „A- und B-Liga kannst du vergessen. Die sind nur hinter ihren Punkten her. So ab C-Liga, das sind Kneipen-Ligen, die trinken auch was. Da macht das auch mehr Spaß. Nicht, dass sie besoffen sind, aber die trinken.“

Dass man für den dauerhaften Fortbestand einer Kneipe durchaus rechnen können sollte, lässt Engel nicht gerade unter den Tisch fallen. Und dass er ein gewissenhafter Geschäftsmann sei, ebenso wenig. Mit dem Vermieter habe er zwar Glück gehabt, aber allein die Nebenkosten für die Heizung seien exorbitant gestiegen. Für einen Liter Öl hat er 1994 noch 38 Pfennige gezahlt, mittlerweile sind es 65 Cent. Er habe jede Abrechnung der letzten 25 Jahre sofort parat und könne genau vergleichen, wie sich der Umsatz über die Jahre entwickelt hat. Der Umsatz sei relativ konstant. Doch was neben der finanziellen Sorgfaltspflicht den eigentlichen Kern einer Kneipe – die Stammkundschaft – über die Jahre am Leben erhält, das sind nicht Rechnungen und Bilanzen, es ist das Herzblut des Wirtes. Und wie viel davon in diesem Laden steckt, wird weniger an der Einrichtung, sondern an der Beziehung zu seinen Gästen deutlich. An den Gesichtern auf den Fotos im Schuhkarton, von denen Engel noch jeden Namen kennt, eine kleine Anekdote erzählt wie von der Hochzeitsfeier, für die er als Extrawunsch diese eigenwilligen blauen Lack-Hussen für die Stühle anfertigen musste.

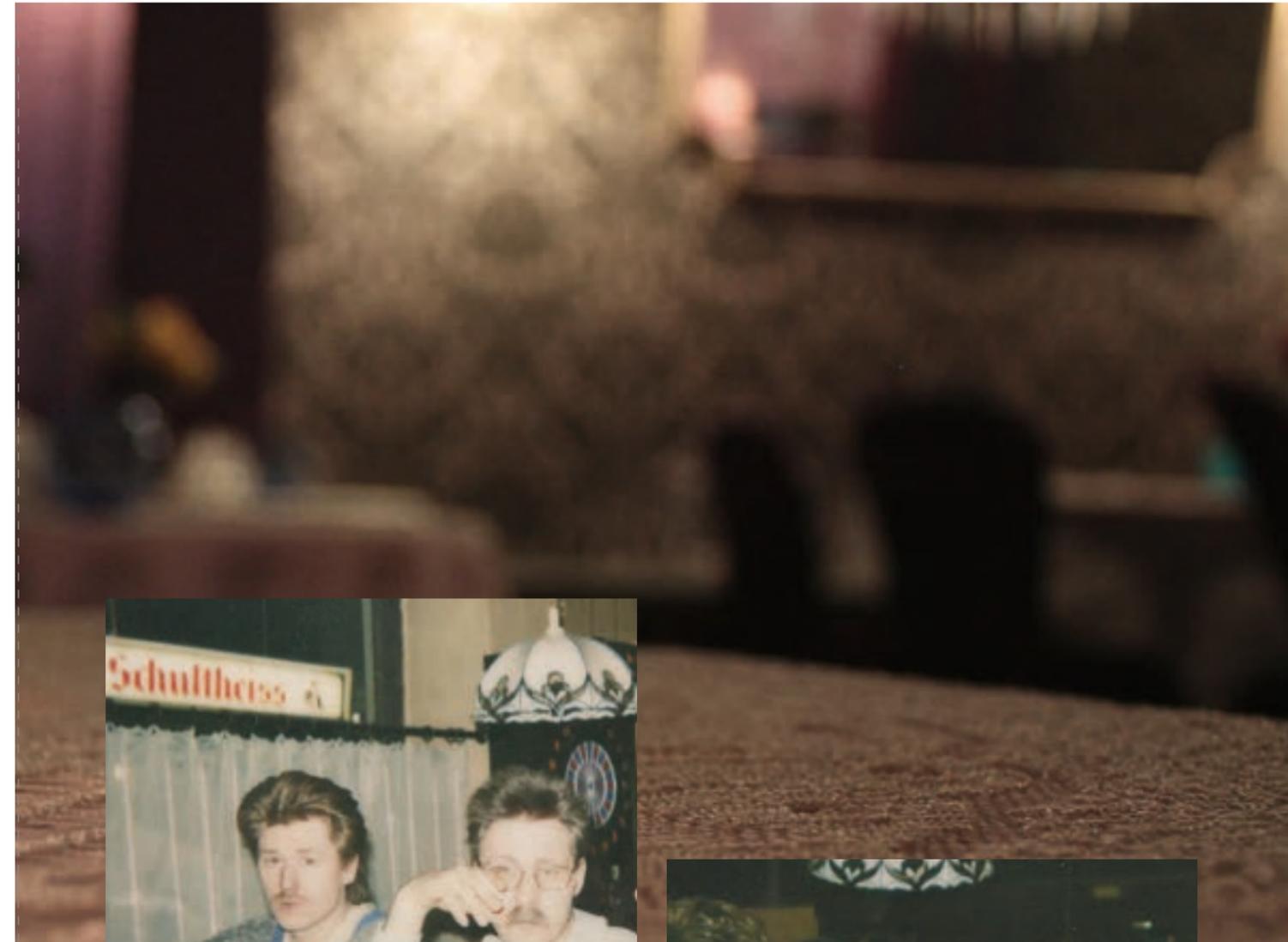
Seit 25 Jahren macht Engel jeden Tag eine Schicht im Laden. Letztes Jahr war er einmal für zwei Tage krank. „Wenn du so was hier so lange machst, hat sich die Struktur der Gäste schon dreimal gewandelt. Vollkommen andere Leute.“ Manche sind im Lauf der Zeit umgezogen und so mancher ist eben auch verstorben. „Da musste dich erstmal dran gewöhnen.“ Auf der einen oder anderen Beerdigung sei er schon gewesen, aber zu jeder gehe er auch nicht. „Man hat ja auch nicht zu allen Gästen die gleiche Beziehung.“ Engel erzählt von einer älteren Dame. 92 sei sie gewesen und eine Stammgästin über Jahrzehnte. Bis zu ihrem Tod kam sie drei- bis viermal die Woche in die Mahlower Klausen, trank gepflegt ihren Kirsch und ihr Bier und rauchte dazu ein paar Zigaretten. Und wenn im Winter das Eis und der Schnee die Bürgersteige nur schwer passierbar machten – und nur dann, denn sie war noch sehr fit – rief sie kurz an und wurde abgeholt. Vormittags wird die Gaststätte hauptsächlich von älteren Kiezbewohnenden besucht. „Es kommen aber auch regelmäßig junge Leutchen“, erzählt Engel. Die Eckkneipen würden eben immer weniger im Kiez und einige Gäste habe er durch Schließungen von anderen übernommen.

---

92 sei sie gewesen und eine Stammgästin über Jahrzehnte. Bis zu ihrem Tod kam sie drei- bis viermal die Woche in die Mahlower Klausen, trank gepflegt ihren Kirsch und ihr Bier und rauchte dazu ein paar Zigaretten.

Angst vor Verdrängung habe er zwar keine, aber anfangen kann er mit den neuen Szeneläden auch nicht wirklich was. „Meine Vorgänger hatten meinen Laden neun Monate, der davor nur acht. Der längste hatte die Kneipe 15 Jahre. Da hab ich mir gesagt: 15 Jahre musste schaffen, ich wollte den unbedingt überholen.“ Dieser Besitzer, von dem Engelbert Zickmund die Mahlower Klausen einst übernommen hat, ist inzwischen selbst Stammgast. Er trifft sich hier jeden Freitag mit einer Gruppe Senioren. Man darf sich für die Vielfalt im Kiez nur wünschen, dass Kneipen, wie die Mahlower Klausen nicht irgendwann komplett aus dem Straßenbild verschwinden.

„Fünf, sechs Jahre werde ich schon noch machen“, sagt Engel, „wenn es funktioniert“.



Eckkneipen wie die Mahlower Klausen leben von ihren Stammgästen.



Ute war 23 Jahre lang bei Engel angestellt. Sie ist inzwischen pensioniert.

# Im Theater muss man mit allem rechnen



## Zu Besuch bei den SULTANINEN

Ältere Menschen sind im Schillerkiez wenig sichtbar. Umso spannender, wenn sich manche von ihnen eine Bühne nehmen, um ihre Geschichten zu erzählen. Ein Probenbesuch bei der interkulturellen SeniorInnentheatergruppe Die Sultaninen.

Text: Magdalena Schrefel / Fotos: Emmanuele Contini



Bei den Sultaninen werden neben persönlichen Geschichten auch gesellschaftliche Themen verhandelt.



Aus Improvisationen entwickeln die Sultaninen gemeinsam mit einer Theaterpädagogin die Szenen für ihre Stücke.

Zu Beginn unseres Gesprächs zitiert sich Werner selbst. „Kuck“, sagt er, „hier auf dieser Ansichtskarte, das habe ich gesagt: »Ich dachte, so etwas kann doch kein Theater sein, was soll denn das werden? Inzwischen weiß ich, zum Schluss gibt es immer eine Aufführung.«“ Er lacht, während er mir gegenüber sitzt, ein älterer Mann, stattdessen. Mit Bedacht setzt er einen Fuß vor den anderen, als wir an das Fenster gehen. Wir setzen uns und ich stelle ihm meine Fragen. Er antwortet schnell und mit Witz. Alles Mögliche habe er gemacht, seit 40 Jahren sei er im Geschäft, wie er sagt, „Kabarett, alles durch.“ Wie es denn sei, bloß mit alten Leuten zusammen zu spielen, frage ich. „Mit dem Alter“, sagt Werner, „nehmen wir es nicht so genau.“ Ob einer 40 sei oder 70, das spiele keine Rolle – weil man für alle eine Rolle finde. Man sei flexibel, wenn mal einer fehle, würde ganz schnell eingesprungen. Der Vorteil bei aus Improvisation entstandenen Szenen: Man kann sie ummodellieren, muss nicht so textsicher sein. Wie er Text lerne, frage ich Werner. „Hauptsache, man weiß den Zusammenhang“, sagt er, „Wort für Wort, Zeile für Zeile, das ist hier nicht mehr.“ Und dass man das in seinem Alter für sich beanspruchen dürfe, sagt er auch noch.

2017 feierten die Sultaninen ihr zehnjähriges Jubiläum. „Offiziell“, sagt Hülya Karci. Eigentlich sei das Projekt noch älter. Mit einer Kollegin zusammen habe sie angefangen, erzählt die Theaterpädagogin. Die Grundlage ihrer Arbeit sei das Schöneberger Theater der Erfahrung gewesen. Es gehe ihr darum, die versteckten Potenziale älterer Menschen zum Vorschein zu bringen. „In den Scheinwerfer zu stellen“, sagt sie, „oder wie sagt man das?“ Zusammen sei die Gruppe gewachsen, „aufgewachsen“, sagt Hülya, als wäre die Gruppe ein Kind, das man gemeinsam erzieht. Und das Bild passt, denn wirklich scheinen hier alle an einem Strang zu ziehen. Eine Mitspielerin habe die Gruppe schon verloren, eine Polin, vor zwei Jahren sei sie verstorben. „Diese Menschen haben viel Erfahrung“, sagt Hülya. Das helfe beim Verfassen der Stücke. Aus Improvisationen zu gesellschaftlich relevanten Themen entwickle man gemeinsam Szenen, die sie dann niederschreibe. „Das führt auch zu Konflikten“, sagt Hülya, „manchmal streiten wir über schlichte Tatsachen, war es so, war es anders.“ Ihrem Interesse an der Vergangenheit, an türkischer und deutscher Geschichte, würde durch die Erzählungen der Darsteller und Darstellerinnen wie in einem gemeinsa-

„Wollte man all das aufarbeiten“, sagt Heinz, „man bräuchte viele Leben dafür.“ Mehr als eines zumindest. Hier wird Geschichte verhandelt. Wiederholt sie sich? Was ist die historische Rolle Deutschlands, in Polen, in der Türkei? Eine gemeinsame Antwort gibt es nicht. Aber es gibt das gemeinsame Theaterspiel, von Anfang an.



Hülya Karci leitet die Theatergruppe seit über zehn Jahren.



Hatice und Beate proben für das Theaterstück „Kofferblues“.

men Geschichtsunterricht entsprochen. „Was wir brauchen sind Menschen, die Lust haben, Theater zu spielen“, sagt Hülya. Ist das Altern ein Thema in eurer Arbeit, frage ich. Und sie: „Weißt du, was eine der Spielerinnen zu mir gesagt hat? Das sei die einzige Gruppe – und sie habe in vielen gespielt – in der das Altern kein Thema sei. Und deswegen ist sie bei den Sultaninen geblieben.“ Die Themen der Sultaninen sind vielfältig: Gentrifizierung, Liebe und aktuell Koffergeschichten.

In einem Stuhlkreis nehmen alle Platz. Es ist die letzte gemeinsame Probe vor Weihnachten. Fünf Männer, fünf Frauen, zwei Hunde und Hülya. Geprobt wird in einem Mehrzwecksaal im Nachbarschaftsheim Neukölln, freitags von 10 bis 13 Uhr. Der Saal ist braun getäfelt, der Boden aus rotem Laminat. Große weiße Heizkörper sind an der Wand angebracht. Es gibt Kaffee und Tee, dessen Farbe lautstark verhandelt wird. Man bespricht sich, gibt sich Rückmeldung zur Aufführung, die am vergangenen Dienstag stattgefunden hat.

Im Februar des Folgejahres soll die nächste Aufführung stattfinden. Dafür wird nun geprobt, das Stück soll weiterentwickelt werden, sein Titel: Kofferblues. Jemand sagt: „Den Koffer möchte ich gerne machen.“ Alle lachen. Man kennt sich gut, spielt schon über Jahre zusammen. „Solange die Beine gehen, kommst du“, sagt Werner zu Heinz. Man spricht sich Mut zu in dieser Runde. „Das ist eine schöne Vereinbarung“, sagt Gioia, „wer zuerst ein wenig beeinträchtigt ist, ist trotzdem willkommen. Alle spielen weiter mit.“ „Und irgendwann dann sterben die Menschen gar nicht mehr“, sagt Siegbert.

Das Thema ist nun nicht mehr das eigene Befinden, sondern die Zukunft der Menschheit. Wird es Krieg geben? Wird man 2030 schon auf dem Mond leben können? „Das ist ein super Thema für ein neues Stück“, sagt Gioia. Doch jetzt ist Probe und Irfan erzählt: „Am 1. April 1970 sind wir hierhergekommen, ich und mein Bruder. Mama und Papa waren schon hier.“ Zwölf Jahre war er da. „In Istanbul“, sagt Irfan, „sah ich das erste Mal eine Frau Autofahren.“ „Wie alt warst du da?“, fragt Hülya. „Zwölf.“ Landung in Schönefeld, mit dem Bus nach Rudow an den Grenzübergang. Dort habe er für einen anderen Mann einen Koffer getragen, „Ich hatte ja keine Ahnung.“ Was in dem Koffer war? Er weiß es nicht, bis heute. Gemeinsam wird spekuliert. Um die Mitte ist Irfan etwas runder, sein Haar trägt er im Nacken lang. So fängt das nämlich an, sagt er jedes Mal, um seine Erzählungen einzuleiten. Dieses Erzählen ist Erinnerungsarbeit. Die anderen hören zu, fragen nach. Zuhören ist ein wichtiger Teil dieser Theaterarbeit. Dann erzählt Hatice: 1969 sei sie nach München gekommen, mit einem Holzkoffer, darin zwei Hosen. Ihr Mann war zu dem Zeitpunkt bereits verstorben, eine junge Witwe mit Kindern war sie, die alleine nach Deutschland kam, um Geld für die Familie zu verdienen. „Und die Hosen“, fragt Beate, „hast du die auch in der Türkei getragen?“ Hatice kichert. „Ja“, übersetzt Hülya, „sie sagt das hat sie. Aber nur mit Kleid darüber.“ „Wollte man all das aufarbeiten“, sagt Heinz, „man bräuchte viele Leben dafür.“ Mehr als eines zumindest. Hier wird Geschichte verhandelt. Wiederholt sie sich? Was ist die historische Rolle Deutschlands, in Polen, in der Türkei? Eine gemeinsame Antwort gibt es nicht. Aber es gibt das gemeinsame Theaterspiel, von Anfang an.



Werner und Heinz bei der Probenvorbereitung.

Bei den Sultaninen spielt Erinnerungsarbeit eine große Rolle.

„Waltraud zum Beispiel“, sagt Hülya, sei schon seit zehn Jahren dabei. „Ich heiße Waltraud“, sagt sie zu Beginn unseres kurzen Gesprächs. „Und ich bin jetzt 75.“ 2003 sei sie nach Berlin gezogen, erst in den Schillerkiez, dann in den Wedding. In einem Seniorenhaus mit Fahrstuhl lebe sie jetzt. Wie sind Sie denn zu dieser Theatergruppe gekommen, frage ich und sie sagt: „Da gab es die Theatergruppe noch gar nicht.“ Zwei Jahre habe es gedauert, bis die Gruppe in ihrer jetzigen Konstellation zustande gekommen sei. Vom Schöneberger Theater der Erfahrung, noch mit einem anderen Leiter, sei die Initiative ausgegangen, aber zunächst im Sand verlaufen. Später habe sie einen Anruf erhalten und habe dem Ganzen noch eine Chance gegeben.

Der Tag ist strahlend schön. Vor der Glasfront des Nachbarschaftsheim in der Schierker Straße spielen Kinder aus der Kita. Manchmal klopfen sie laut an die Fenster. Waltraud legt dann ihre Hand ans Fenster. Theater, sagt sie, sei für sie Therapie gewesen. Etwas auszuprobieren, das sie noch nie gemacht habe. „Und mal zu kucken, was es wird“, sagt sie. Sie spiele noch in einer anderen Gruppe, Vergissmeinnicht, mit Demenzkranken. Gibt es einen Punkt, an dem sie selber aufhören würde mit Theater? „Nö“, sagt Waltraud, „solange es mir Spaß macht, spiele ich.“

Waltrauds zwei Hunde sind stille Gäste bei dieser Theaterprobe. Heinz kichert, als einer der Hunde sich suchend umdreht, nachdem er ihn von hinten angetippt hat. Alter Trick, funktioniert immer wieder. Bevor ich Heinz interviewe, sagt er: „Mein Gedächtnis spielt verrückt.“ Hülya ruft ihn vor jeder Theaterprobe an, um ihn daran zu erinnern, dass Theaterprobe ist. Manchmal, sagt sie, rufe Heinz sie auch mitten in der Nacht an. Weil die Uhrzeit keine Rolle mehr für ihn spiele. „Er kann nicht so Zeitgefühl“, sagt sie. „Du heißt Heinz“, sage ich, „und bist mittlerweile 80 Jahre alt.“ „79“, sagt Heinz, und wir lachen beide. Dass ich ihn nicht älter machen wolle, sage ich. Als ich ihn frage, wie lange er schon bei den Sultaninen sei, ruft Heinz zu Hülya, „Hülya, wie lange bin ich schon dabei, vier, fünf Jahre?“ „Acht“, sagt Hülya. „Acht Jahre“, wiederholt Heinz. Dass er im Theater gut gewesen sei, sagt Heinz auch und dass es gerade erst anfangen, mit dem Gedächtnis. Text für mehrstündige Stücke habe er auswendig gekannt. „Nun merke ich“, sagt er, „wie ich abbaue.“ Was magst du am Theaterspielen, frage ich. „Dass ich mich in den Mittelpunkt bringe. Sonst wäre ich nichts“, sagt Heinz. „Theater ist Theater“, und dass es keine Rolle gebe, die er lieber spiele als alle anderen. Ob es denn einen Punkt gebe, an dem er aufhören wolle mit Theater, frage ich. „Wenn man 79 ist“, sagt Heinz, „dann kann man mit allem rechnen. Muss man“, sagt er. „Dann muss man mit allem rechnen.“



Die 75-jährige Waltraud ist begeisterte Theaterspielerin. Ihre zwei Hunde darf sie zu den Proben mitbringen.



Die Sultaninen von links nach rechts: Heinz, Gioia, Werner, Irfan, Beate, Waltraud, Akbar, Hülya, Hatice und Necati. Nicht mit abgebildet sind Siegbert, Monika und Gönül.

# Alt. Ich?

Christiane Quack lebt seit 2001 im Schillerkiez und bewohnt eine schöne, für ältere Menschen aber unpraktische, Altbauwohnung im vierten Stock – ohne Aufzug. Massive Knieprobleme zwangen sie vor sieben Jahren dazu, sich auf die Suche nach einer neuen Bleibe zu machen. Es stellte sich als schwieriges Unterfangen heraus. Nicht nur wegen des angespannten Wohnungsmarktes, sondern auch wegen des Labels jetzt als „Seniorin“ zu gelten. Für die Kiezzeitung „Promenadenmischung“ schrieb Frau Quack damals einen Artikel über ihre Suche. Wir haben bei ihr nachgefragt, wie es in puncto Wohnung weitergegangen ist und drucken ihren Artikel erneut ab.

Text: Christiane Quack / Interview: Magdalena Schrefel / Foto: Anke Hohmeister

Vor einiger Zeit war ich auf Wohnungssuche. Die Wohnung sollte hell und sonnig sein, einen Balkon haben und wegen Helligkeit und Aussicht in einer oberen Etage liegen. Nicht zuletzt sollte sie über einen Aufzug erreichbar sein. Ein Haus mit Aufzug ist im nördlichen Neukölln nicht so leicht zu finden. In der Rollbergstraße gab es ein interessantes Angebot. 55 Quadratmeter, mit Balkon, Badewanne, Aufzug und 5. Etage in einem Seniorenhaus. Ein Seniorenwohnhaus? Das vom Vermieter geforderte Alter hatte ich zwar längst erreicht, aber war ich wirklich schon eine Seniorin, also alt? Ich bin nicht mehr jung, auch schon im Ruhestand. Realistisch betrachtet bin ich in der letzten Lebenshälfte, und es gibt keinen Grund, mich wegen dieses „Senioren-“ so anzustellen. Altern kommt auf jeden zu, der nicht jung stirbt. Bisher hatte ich mich damit nicht wirklich auseinander gesetzt.

Nun, die Lage der Wohnung war prima. Fußläufig war alles zu erreichen, was für mich zur Lebensqualität gehört: Bibliothek, Kino, Theater, Cafés, Restaurants, Geschäfte aller Art. Preis, Grundriss und Größe entsprachen meinen Vorstellungen. Ich vereinbarte einen Besichtigungstermin. Die Wohnung machte einen ansprechenden Eindruck, erfüllte viele meiner Wünsche. Beim genaueren Hinsehen kamen mir aber doch einige Fragen. Bei der Planung von Küche und Schlafzimmer hatte man sich wenig bis keine Gedanken über Lebensqualität im Alter gemacht.

Die Küche hatte einen guten Grundriss und war mit einer zweizeiligen Einbauküche, die zur Wohnung gehörte und drin bleiben sollte, möbliert. Es gab viele Schränke, aber Platz für Spülmaschine, Waschmaschine und Kühl-Gefrier-Kombination fehlten. An einen Backofen in angenehmer Höhe oder einen Essplatz war nicht zu denken. Also, weder zeitgemäß noch, gerade für ältere Menschen, besonders praktisch. Das Schlafzimmer war so geschnitten, dass wohl nur ein Einzelbett (100 x 200 cm) vorgesehen war. Ein größeres Bett müsste mit einer Seite an der Wand stehen, für alte Menschen nicht sehr geeignet. Sexualität im Alter war bei der Planung offenbar noch kein Thema.

Welche Vorstellung hatte der Erbauer, Eigentümer des Hauses von den Wohnwünschen und Wohnbedürfnissen der Zielgruppe? Der Komplex wurde in den 1970er bis 1980er Jahren gebaut. Also in einer Zeit, in der sich das Bild von aktiven Alten, mit Vorstellungen und Ansprüchen an Lebensqualität und Lebensgestaltung schon entwickelt hatte. Einen Preis für gelungene, auf die Bedürfnisse der Zielgruppe ausgerichtete Planung konnte ich nicht vergeben.

Nun, trotz aller Gegenargumente kam ich nach längeren Überlegungen und Gesprächen mit Freunden und nach Einrichtungsplanungen zu dem Schluss, dass mich der Begriff „Seniorenhaus“ nicht abschrecken sollte. Ich wollte die Wohnung. Aber: Sie war weg.

Alt. Ich?

Ja, ich suche noch immer. Gerade bin ich am Mehrgenerationenwohnen interessiert und Teil eines Projekts namens „WohnträumerInnen“.

*Sie haben damals darüber geschrieben, dass Sie mit dem Label, plötzlich als Seniorin zu gelten, hadern. Inzwischen sind gut sieben Jahre vergangen. Wie stehen Sie heute dazu?*

Heute geht es mir damit gut. Man muss sich damit auseinandersetzen, dass sich das Leben verändert. Ich bin jetzt in der letzten Lebensphase, das Leben geht nicht mehr nach vorne, sondern es ist Zeit, die Dinge abzuschließen. Die Welt dreht sich noch immer, aber ich bin nicht mehr so aktiv daran beteiligt – worüber ich in manchen Bereichen auch froh bin, beispielsweise, dass ich die Digitalisierung der Arbeitswelt nicht mehr mitmachen muss.

*Wie viele Wohnungen hatten Sie damals eigentlich angeschaut?*

Einige, das Problem war damals, dass ich aufgrund einer Erkrankung heftige Knieschmerzen hatte. Viele Wohnungen sind nicht gut zugänglich, ohne Lift. Und ins Erdgeschoss wollte ich nicht ziehen.

*Sind Sie noch immer aktiv auf der Suche? Falls ja, wo schauen Sie, wie informieren Sie sich?*

Ja, ich suche noch immer. Gerade bin ich am Mehrgenerationenwohnen interessiert und Teil eines Projekts namens WohnträumerInnen. Die STADT UND LAND-Wohnbauten-Gesellschaft baut in der Briesestraße und wir hoffen, dort als Wohngruppe unterzukommen. Wichtig ist mir dabei Selbstbestimmung, also eine eigene Wohnung zu haben, die ich auch finanziell alleine trage. Das ist aus meiner Sicht die Schwierigkeit am Cluster-Wohnen (Anm. d. Red.: eigene Wohneinheiten, die über Gemeinschaftsfläche verbunden sind), dass man dabei finanziell nicht unabhängig bleibt.

*Haben Sie sich kürzlich etwas angesehen?*

Ich kucke ab und an, bin aber nach wie vor enttäuscht darüber, wie wenig Angebote es gibt, die zum Beispiel auch ausreichend Platz für ein großes Bett haben. Als würde man sich im Alter plötzlich wieder in sein Kinderbett legen wollen!

*Haben Sie das Gefühl, als Seniorin auf dem Wohnungsmarkt gute Karten zu haben?*

Mein Eindruck ist, keine guten Karten zu haben. Die Vermieter suchen eher nach jungen Leuten, die schnell wieder ausziehen. Dadurch können sie einfacher Mieterhöhungen durchsetzen.

*Wollen Sie gerne im Schillerkiez bleiben? Falls ja, warum?*

Ich bin in meinem Leben viel umgezogen, im Schnitt alle drei Jahre. Seit 2001 lebe ich nun im Schillerkiez, hier will ich bleiben und mich nicht noch einmal auf eine ganz neue Umgebung einstellen müssen.



Christiane Quack ist seit vielen Jahren auf Wohnungssuche und engagiert sich inzwischen in einer Wohngruppe.

# Robert und seine Hunde

Es gab viel Bewegung in Roberts Leben. Immer konstant geblieben ist die Liebe zu Hunden. Bei einem Spaziergang auf dem Tempelhofer Feld sprachen wir mit ihm über klare Ansagen, verschiedene Hundetypen und seine persönliche Horrorvision vom Altwerden.

Text und Fotos: Karolin Korthase



Es ist kalt und regnerisch an diesem Januarmorgen. Ein eisiger Wind fegt über das Tempelhofer Feld. Die kahlen Baumkronen, die wie kleine Leuchttürme in der Weite des Feldes herausragen, biegen sich zur Seite. Wer kann, bleibt zu Hause oder zumindest nicht zu lange draußen. Robert muss raus, denn er hat drei Hunde, die sich bewegen wollen.

Von Weitem sind ihm die 69 Jahre nicht anzusehen. Mit schnellem Schritt läuft er durch den Eingang Oderstraße auf den Hundeplatz zu. Das hier ist sein Revier. Hier kennt er so gut wie jeden Hund - die meisten spricht er mit Namen an und er weiß, wie sie ticken. Ob einer zum Beispiel „die Hosen an hat“ oder „nur nach der Pfeife der anderen tanzt“. Und er fühlt sich verantwortlich für den Platz. Dazu gehört auch, dass er gewissenhaft jeden Hundehaufen wegmacht - auch wenn er nicht von seinen eigenen Hunden stammt.

Seine Hunde - das sind Theodor („Theo“), Felicitas („Filli“) und Schiri. „Komm, Kind, gib mal her“, sagt Robert zu Schiri, einer schwarzen Dobermann-Mix-Hündin und nimmt ihr den Ball ab, um ihn gleich darauf wieder quer über den Platz zu werfen. Wenn ihn etwas nervt, sagt er zu den Hunden aber auch schonmal, dass sie sich „verpissen“ sollen. Die leisen Zwischentöne sind Roberts Sache nicht. Er äußert sich lieber deutlich und manchmal auch derb. Zwischen Menschen und Hunden macht er da keinen Unterschied. Mit fast 70 sieht Robert keinen Grund mehr, sich zu verstellen oder es irgendjemandem Recht zu machen. „Ich provoziere gerne“, sagt er und klingt dabei ein bisschen stolz. Und er sagt auch, dass es Leute gibt, die ein Problem damit haben, dass „ich nach Hund und Zigarillo rieche“ und dass „meine Bude wie ein Saustall aussieht“. Ihm ist das alles egal. Sowieso sei das Glas bei ihm immer halbvoll und nicht halbleer.



Von sich aus würde Robert nicht übers Altern reden. Bei ihm ist das „Glas immer halbvoll und nicht halbleer“.

Seit zwölf Jahren wohnt Robert im Schillerkiez. Er spricht fließend und akzentfrei Englisch, was auf dem Hundeplatz praktisch ist, weil es hier international zugeht. Die Sprache gelernt hat er in Kanada - wo er zusammen mit seinen Eltern Kindheit und Jugend verbrachte. Als 19-Jähriger ging er nach Spanien und von dort dann nach Deutschland: „nach NRW und Osnabrück“, gearbeitet hat er damals als Fernfahrer. In Osnabrück, wo er zusammen mit seiner Ex-Frau und den gemeinsamen Kindern in den Achtziger Jahren lebte, hatte er insgesamt acht Dobermänner. Mit den Rüden ist er oft auf Ausstellungen gewesen: „19-mal haben die V1 gekriegt“, erzählt Robert. V1 ist die höchste Note, die ein Hund bei einer Ausstellung bekommen kann. Ein Hund mit dieser Auszeichnung gilt als Idealtypus seiner Rasse. Inzwischen interessiert sich Robert nicht mehr so für Rassen und „für das Geldmachen mit Züchtungen schon mal gar nicht“. Ihm ist suspekt, dass manche Leute Profit aus Hunden schlagen wollen. Viel wichtiger als Aussehen und Marktwert, ist für ihn die Persönlichkeit eines Tieres, zu unterwürfig dürfe ein Hund zum Beispiel nicht sein. Das langweilt ihn.

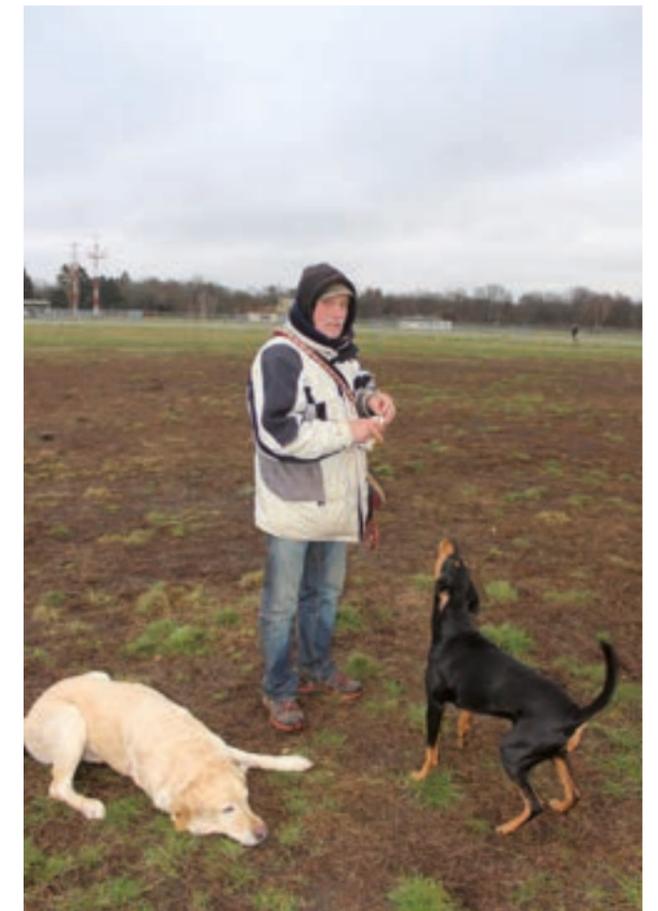
---

„Man ist nur so alt, wie man sich fühlt“, sagt er und fügt mit einem laut polternden Lachen hinzu: „Ich weiß manchmal noch nicht mal, ob ich überhaupt erwachsen bin oder es sein will“.

Theo, Filli und Schiri sind auf ganz unterschiedliche Weise zu Robert gekommen. Theo ist ein ausgesetzter Hund. Roberts Frau fand ihn im letzten Jahr angebunden an einem Zaun beim Hundeplatz. Trotz seiner imposanten Größe ist der Labradormischling wenig furchteinflößend. Er ist ein gemüthlicher Hundetypus, den nichts so schnell aus der Ruhe zu bringen scheint. Filli ist das komplette Gegenteil. Sie ist eher unruhig und wild. Bei ihrer Vorbesitzerin hat sie, so erzählt es Robert, „alles kaputt gemacht“ und war „kaum zu bändigen“. Eine Hündin also, die prinzipiell schwer vermittelbar ist. Als er Filli im letzten Jahr dann übernommen hatte, ramponierte sie zwar ein-, zweimal die Sicherheitsgurte im Auto, mehr aber auch nicht. Sie hat sich schnell ins Rudel eingefügt und musste sich unterordnen. Zu Hause hat nämlich Schiri „die Hosen an und setzt sich durch“, erzählt der 69-Jährige.

Wenn er über die Erziehung seiner Hunde spricht, zieht Robert gerne Parallelen zu Kindern. Er sagt dann Sätze wie: „Es muss Grenzen geben“ und „Autorität ist auch ein Zeichen von Liebe“. Einen großen Unterschied gäbe es dann aber doch, gibt er zu: Kinder müsse man irgendwann aus der Verantwortung entlassen, bei Hunden ginge das nicht. „Da wächst nur das Verständnis über die Zeit.“ Dass er die Hunde hat, um sich gebraucht zu fühlen, möchte er aber auf Nachfrage nicht so im Raum stehen lassen. Ihm sei es „generell wichtig, von der Umgebung gebraucht zu werden“. „Gebraucht, nicht missbraucht“, betont er und es schwingt ein bisschen Bitterkeit mit in seiner Stimme, die erahnen lässt, dass es viele Brüche gegeben haben muss in seinem Leben. Nicht mit Hunden, aber mit Menschen. Über manches spricht er, manches lässt sich nur erahnen - ein bisschen erzählt auch sein Gesicht davon.

Zu seinen drei Kindern ist das Verhältnis ganz unterschiedlich; sie stammen aus verschiedenen Beziehungen. Eine Tochter lebt in England, ein Sohn in Osnabrück. Einen besonders guten Draht hat er zu seiner jüngsten Tochter, die erst 19 ist. Sie würde die Hunde auch nehmen, wenn irgendwas mit ihm wäre. Das sagt er auf Nachfrage, denn von sich aus über das Altern und die eigene Vergänglichkeit zu sprechen, käme Robert nicht in den Sinn. Irgendwann einmal in einem Altenheim zu landen, mit Platzdeckchen auf den Tischen und Schonbezügen über den Sesseln ist eine Horrorvorstellung für ihn. „Man ist nur so alt, wie man sich fühlt“, sagt er und fügt mit einem laut polternden Lachen hinzu: „Ich weiß manchmal noch nicht mal, ob ich überhaupt erwachsen bin oder es sein will“. Mindestens 25 Jahre wolle er noch machen. Und solange er mit seinen Hunden bei Wind und Wetter jeden Tag aufs Tempelhofer Feld gehen kann, klingt das noch nicht mal so unrealistisch.



Robert ist 69 und lebt seit zwölf Jahren im Schillerkiez. Er ist mit seinen Hunden regelmäßig auf dem Tempelhofer Feld.

# Alles Fassade?

Häuser, denen man ihr tatsächliches Alter gleich auf den ersten Blick ansieht, findet man im und um den Schillerkiez nur noch selten. Der Sanierungswahn der letzten Jahre hat viele Spuren getüncht. Doch hin und wieder kommt an den Wänden ein kleines Stück Geschichte zum Vorschein.

Text und Fotos: Anke Hohmeister



Rollbergstraße: Das Reisebüro ist Geschichte. Hier hat jetzt ein Seniorenwohnanlagenverein seinen Sitz.



Herrfurthstraße: Alte Kiste, Hipster-Style.

Alles Fassade?



Schillerpromenade: Schöne Grüße von Tante Emma.



Leinestraße: Willkommen in den Fünfzigern.



Emser Straße: Firmenschild aus einer Zeit, als Druckereien noch analog waren.



Aller-/Ecke Weisstraße: Es war einmal eine Restauration.



# „Wir sind die vergessene Generation“



Zwei Hände, in deren Mitte ein Schriftzug prangt, zieren das Logo von MoRo e.V. Der Verein betreut die Seniorenwohnanlage in der Rollbergstraße – in unmittelbarer räumlicher Nachbarschaft zur queeren Berliner Clubinstitution SchwuZ. Wir sprachen mit den Geschäftsführern Sylvia-Fee Wadehn und Florian Winkler-Ohm über das gute Nachbarschaftsverhältnis, über das Wohnen in einer Seniorenwohnanlage und über verfehlte Seniorenpolitik.

Text: Magdalena Schrefel / Fotos: Anke Hohmeister, Peter Dobias

**BITTE RUHE**  
**Sei nett zur Nachbarschaft.**

Von Anfang an, sagt man von Seiten des SchwuZ, habe es keinerlei Bedenken der SeniorInnen gegenüber dem queeren Club gegeben. Florian Winkler-Ohm, Geschäftsführer des SchwuZ, erzählt: „Wir wurden mit Neugier und Vorfreude, offenen Armen und vielen Fragen im Kiez empfangen.“ Im Zuge der Eröffnung habe man die BewohnerInnen der Wohnanlage zu Kaffee und Kuchen eingeladen, „um sie mit den neuen Räumlichkeiten in ihrer Nachbarschaft vertraut zu machen – ein voller Erfolg: So viel Likör haben wir noch nie ausgeschenkt.“

Und auf der anderen Seite: Gab es Bedenken oder Fragen bei den SeniorInnen? Schwul-lesbisches Leben sei in der Wohnanlage kein Thema, sagt Sylvia-Fee Wadehn, Geschäftsführerin von MoRo e.V.: „Es wird darüber gesprochen, ja, aber als etwas Normales.“ Das liege auch in ihrer Biografie begründet. „Ich bin als Frau mit transsexueller Vergangenheit das Produkt der Zukunft“, sagt sie und lacht, kurz und trocken. „Bei uns wohnt ein offen lebendes lesbisches Paar und ein offen lebendes Männerpaar. Es gibt hier keine Diskriminierung.“ In Berlin sei die Arbeit von MoRo e.V. heute einzigartig. Die Privatisierung der Wohlfahrtsverbände sei eine politische Fehlentscheidung gewesen. Denn erst wenn die Betreuung von SeniorInnen nicht mehr unter wirtschaftlichen Aspekten betrachtet würde, werde man auch wieder Vereine finden, die eine ähnliche Arbeit aufnehmen.

„Senioren“, sagt Sylvia-Fee Wadehn, „sind nicht immer gleich Pflege“. Thema in der Politik würden sie aber erst, wenn es um die Pflege gehe. Doch auch davor müsse

man den Leuten ihre Würde bewahren. Dafür sei Begleitung extrem wichtig. Und diese Begleitung bietet MoRo e.V. an. Wie es dazu kam? „Da muss ich ausholen“, sagt Sylvia-Fee Wadehn. „Die Wohnanlage wurde 1984 gebaut. Von Anfang an war sie als Seniorenwohnanlage konzipiert, der Bezirk bewirtschaftete die Siedlung, doch peu à peu zog man sich raus.“ Schließlich wurde die Betreuung ganz eingestellt und an die STADT UND LAND-Wohnungsgenossenschaft übergeben. 2011 ist Sylvia-Fee Wadehn dann in die Anlage gezogen, „knapp 60 war ich da“. Kontakt mit anderen BewohnerInnen habe sie zunächst nur über das Waschhaus gehabt. „Dort hörte ich immer, dass früher alles besser war. Diese Aussage aber kann ich im Leben nicht ausstehen, denn wenn früher alles besser war, muss ich das Früher wiederholen.“ Also habe sie eine Mieterversammlung einberufen. Der Gemeinschaftsraum sei mit ersten Angeboten wieder zum Leben erweckt worden, etwa dem Samstagsfrühstück, um das Misstrauen zwischen alten und neuen MieterInnen abzubauen. Schnell wurde klar, dass der Betreuungsbedarf höher war, als man es alleine leisten konnte. Also habe man sich nach einem Träger umgesehen, um erste Mitarbeiter aus Maßnahmen vom Jobcenter zu bekommen. Heute hat MoRo e.V. eine eigene Trägerschaft, ein Büro mit vier Mitarbeitern und über 50 Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen aus Maßnahmen.

Sylvia-Fee Wadehn ist stolz darauf, dass ihr Verein es geschafft hat, auch junge Menschen für die Betreuung zu gewinnen, die zuvor jahrelang nichts gemacht hätten. „Nun kommen sie mit Leuten zusammen, die dreißig

oder vierzig Jahre gearbeitet haben, und heute von ihrer Rente kaum leben können.“ Das bringt die Leute einander näher, es gibt Austausch. Klischees, wie das des faulen Hartz4-Empfängers oder das der reichen Oma, werden hier nicht bedient.

„Was wir aufgebaut haben, ist ein Erfolgsmodell“, sagt Sylvia-Fee Wadehn beinahe beiläufig. Seniorenpolitisch aktiv geworden sei sie, als ihre Mutter krank wurde. Da habe sie das erste Mal gesehen, welche Schwierigkeiten das mit sich bringe. Dann habe sie im Prenzlauer Berg ein Seniorencafé organisiert. „Immer, wenn ich da war, war der Laden voll. Ich mag die Nähe, habe ganz tolle Leute kennengelernt.“ Auch mit dem Tod habe sie einen anderen Umgang, seit sie in der Wohnanlage lebe und MoRo e.V. gegründet habe. „Der Tod ist hier ständiger Gast“, erzählt Sylvia-Fee Wadehn. Noch nie sei sie auf so vielen Beerdigungen gewesen, denn auch das gehöre dazu.

Gefragt nach ihren konkreten Forderungen, sagt Sylvia-Fee Wadehn: „Das Blickfeld muss sich ändern.“ Sie begrüßt es, wenn die Politik das Kindergeld erhöht, findet es aber unmöglich, dass es keinen Rechtsanspruch auf Seniorenwohnungen gibt. „Wir sind die vergessene Generation“, sagt Sylvia-Fee Wadehn. „Man baut Radwege wie verrückt, aber Gehwege werden nicht abgesenkt – dabei ist das eine Notwendigkeit für die Fortbewegung mit dem Rollator.“ „Kopfsteinpflaster vor einer Seniorenwohnanlage“, sagt sie und hier ist ihr nun doch ein wenig Empörung anzuhören, „das geht doch nicht, Arztpraxen ohne Aufzug! Wir sind Weltmeister in Statistik, aber es gibt keine Statistik darüber, wie viele SeniorInnen im zweiten, dritten oder vierten Stock ohne Lift wohnen.“

Ohne Zweifel, Sylvia-Fee Wadehn brennt für ihre Arbeit. Auf die Frage, wie lange sie sich noch bei MoRo e.V. engagieren möchte, sagt sie: „So lange ich noch kann.“ Seit drei Jahren organisiert sie aber trotzdem ihre Nachfolge. Zwei Frauen sollen sich ihren Posten zukünftig teilen – die eine ist Fachfrau in Trägerschaftsfragen, die andere, eine ehemalige Schauspielerin, wird mehr für das Zwischenmenschliche zuständig sein. „Es macht mich stolz“, sagt Sylvia-Fee Wadehn und lacht, „dass, wenn ich einmal aufhöre, zwei Frauen meinen Job übernehmen müssen.“

Doch zurück zur guten Nachbarschaft. Hat die Zusammenarbeit mit der SeniorInnenwohnanlage zu mehr Bewusstsein in Bezug auf das Altern geführt? Florian Winkler-Ohm sagt: „Für uns als Club ist klar: Wir schaffen auch Veranstaltungsformate, bei denen ältere Menschen auf ihre Kosten kommen. Gerade die queere Szene muss darauf achten, dass Altern nicht zum Ausschluss führt. Wir sehen das als Arbeitsauftrag für integratives Veranstaltungsclubbing.“ Und auch Sylvia-Fee Wadehn sagt, dass der Austausch dazu geführt habe, dass die Jungen an das Altern erinnert werden. „Denn gerade im schwulen Bereich ist Alter verpönt, war es immer schon. Wenn ich mich mit älteren Schwulen treffe, reden wir viel über meine Senioren, aber unsere eigenes Alter klammern wir aus.“

Gefragt, ob ihr ein ähnliches Projekt bekannt sei, sagt Sylvia-Fee Wadehn: „In Bielefeld, ja, aber nicht in Berlin.“ Und von Seiten des SchwuZ sagt man: „Wir glauben, das ist einzigartig: ein queerer Club, der mit der benachbarten SeniorInnenwohnanlage kooperiert.“



Sylvia-Fee Wadehn zog 2011 in eine SeniorInnenwohnanlage in der Rollbergstraße und gründete dort den Seniorenverein MoRo e.V.



Marcel Weber und Florian Winkler-Ohm freuten sich anlässlich des 40. Geburtstages des SchwuZ über 40 selbstgebackene Torten der Senioren von MoRo e.V.

## „Weil Ei braucht man“

Ein Laden, der hauptsächlich Eier verkauft? Sowas gibt es nur im Schillerkiez! Ein Gespräch mit Hannelore, der Verkäuferin im Gold-Ei, über die gute Qualität von Hofeiern, über Freundschaft und über ihren Umzug vor zwei Jahren.

Text: Magdalena Schrefel / Fotos: Karolin Korthase



Der Stift muss immer schreibbereit vor ihr auf dem Tisch liegen, die Mine schon rausgedrückt, überhaupt hat in diesem kleinen Laden alles seine eigene Ordnung. Betritt man ihn durch die Glastür mit Jalousien – an der Tür ein handgeschriebenes „Geöffnet“-Schild – kommt man in einen kleinen Raum, der Boden ist mit Teppich ausgelegt, Regale stehen an beiden Wänden. Rechterhand in den Regalen: Eier in Palettenkartons; linkerhand: Büromaterial. Vor alle dem in der Mitte ein Schreibtisch und dahinter sitzt sie: Hannelore, ihres Zeichens Verkäuferin. Ihre dunklen Haare hat sie in einem Pferdeschwanz streng nach hinten frisiert, an den Ohren trägt sie bunte Kreolen, ihre Fingernägel sind perlmuttfarben lackiert. Dass ich zum vereinbarten Interview käme, sage ich. Und Hannelore fragt, ob wir nach hinten gehen wollen, da wäre es etwas ruhiger. Hinten, das ist die an den Verkaufsraum angeschlossene Küche – mit Sofa, Sessel und Radiomusik.

Wenn Kundschaft kommt, muss ich nach vorne.

*Schön haben Sie es hier hinten.*

Man muss sich auch aufhalten können, nicht. Radio mache ich bisschen leiser.

*Wie kommen Sie dazu, Eier zu verkaufen?*

Hannelore lacht. Ihre Stimme ist kratzig und schön tief. Dat is'n Ding. Früher, vor 25 Jahren, war der Laden in der Selchower Straße. Die Verkäuferin war nicht sehr hilfsbereit, die Eier musste man selber aus dem Karton fischen, da habe ich gesagt: So kann man kein Geschäft führen. Ich hab' den Chef von dem Bauernhof angerufen und ihm gesagt: Können wir uns mal treffen? Ich würde das gerne übernehmen. Und von Stund' an war ich die neue Verkäuferin.

*Was haben Sie davor gemacht?*

Da hatte ich 'ne Gaststätte.



Hannelore ist stolz auf die Qualität der Hofeier, die sie im Gold-Ei anbietet. Manche Stammkunden reisen sogar aus Spandau an, um bei ihr einzukaufen.

*Mit Essen und allem?*

Nee, nur Getränkeausschank, der Bierbaum 3 war das, den habe ich aufgebaut. Das Gute ist: Hier gehen die Leute wieder, kommen nicht besoffen rein, erzählen dir nicht jeden Tag denselben Witz, na Sie wissen schon, was ich meine, nicht?

*Und wie kam es, dass der Laden von der Selchower hier in die Weisestraße umgezogen ist?*

Weil die Miete erhöht wurde, der Laden wurde immer teurer, die Miete wurde verdoppelt und nochmal verdoppelt. Da habe ich angefangen zu suchen. Ich kannte den Ladenbesitzer hier und der sagte: Mädchen, du läufst den ganzen Tag rum. Und ich: Ja, ich muss doch sehen, dass ich was finde. Naja, sagte er – das hier war sein Büro – dann werd' ich mein Büro räumen, verkauf du mal deine Eier hier.



„Weil Ei braucht man“

Geborene Neuköllnerin sei sie, erst in der Hobrechtstraße und nun schon über 40 Jahre hier oben im Schillerkiez. Sie gehe auch niemals weiter als über den Hermannplatz, das sei ihr Revier hier, ihr Bermudadreieck. In dem sei sie glücklich und kenne die Menschen.

*Der Kiez hat sich ja sehr verändert.*

Ja, aber das stört mich nicht. Was mich stört sind die Mieterhöhungen, dass man die jungen Menschen hier so abzockt. Die Mieten sind ja fast aufs Doppelte erhöht. Keine Ahnung, warum die Politik darauf nicht reagiert.

*Verändert das auch Ihre Kundschaft, weil die Leute wegziehen müssen?*

Ach was, sogar aus Spandau kommen die Leute noch immer zu mir und holen sich Ihre Eier. Weil Sie so fantastisch schmecken.

*Wo genau kommen die Eier denn her?*

Aus dem Alten Land. Der Bauer bringt sie mir direkt, deswegen können wir auch so kostengünstig sein. Dazu noch den selbstgemachten Eierlikör – mit Kirschwasser, der ist lecker und Honig, auch aus der Region.

*Wie viel kosten denn die Eier bei Ihnen?*

XL 10 Stück 1,90€, Freiland 10 Stück 1,80€ und dann gibt es noch die L-Eier, die sind besser fürs Backen und für den Eierkocher. Unschlagbar. Dagegen kommt kein Supermarkt an – und dann noch der Geschmack dazu.

Geöffnet ist der Laden Montag und Dienstag jeweils von 10 bis 13 Uhr, Donnerstag und Freitag von 10 bis 18 Uhr und Samstag auch bis Mittag.

*Warum haben Sie Mittwoch zu?*

Lohnt nicht mehr, ich hab' mir die Zahlen angesehen, Montag und Dienstag bis 13 Uhr, danach kommt niemand mehr.

*Und was machen Sie dann am Mittwoch?*

Wieder lacht Hannelore dieses einnehmende Lachen. Sonntag ist mein Schönheitstag, Mittwoch muss ich putzen.

*Was wird mit dem Laden passieren, wenn Sie nicht mehr können?*

Dann macht das mein Kollege weiter, der ist jetzt schon Donnerstag und Freitag Nachmittag hier. Wenn ich mir aber meinen Vater ansehe – der jetzt 91 ist – und ich nach dem komme, dann mache ich das noch länger.

Immer wieder betreten während unseres Gesprächs Kun-

den den Laden, kaufen Eier. Immer ist Hannelore freundlich. Der Glaser von nebenan kommt vorbei, um Geld zu wechseln. Auch das ist kein Problem.

*Haben Sie einen Lieblingsort hier im Schillerkiez?*

Wie, Lieblingsort?

*Ne Kneipe zum Beispiel.*

Ja, hier gleich auf der Ecke (Anm. d. Red.: die Mahlower Klause Seite 6).

*Was macht die so besonders?*

Sie liegt aufm Weg. Wenn ich nach Hause gehe, packe ich hier meine Sachen, geh rüber, trink da ein, zwei Körnchen und dann ab nach Hause. Ist 'ne nette Kneipe, viele junge Leute, ich unterhalte mich gerne mit denen.

Mehr so ein Kumpeltyp sei sie, der mehr Freunde als Freundinnen hat. Außer Uta, mit der sei sie schon ewig befreundet, die habe ihren Schlüssel, kuckt nach, wenn ich mal im Urlaub bin. Eine andere Freundin sei nach Tempelhof gezogen. Wie das die Freundschaft verändert habe, frage ich. Gar nicht, sagt Hannelore und dass sie sich nach wie vor regelmäßig sähen. Als wir unser Interview vereinbart hatten, hatte mir Hannelore erzählt, sie würde danach bald in den Urlaub fahren.

*Wo fahren Sie im Urlaub hin?*

Immer nach Ägypten. Seit 18 Jahren schon. Immer an denselben Ort.

*Und was gefällt Ihnen dort so gut?*

Mein Mann! Der wohnt da.

*Wow! Wie schafft man das?*

Nun ja, die Zeit zwischendurch ist scheußlich, aber wir kriegen es hin. Jeden Tag wird telefoniert, Nachrichten geschickt. Es ist natürlich nicht die Nähe, aber wir kriegen es hin.

Zum Abschluss muss ich Hannelore noch fragen, ob sie selber gerne Eier isst, auch wenn mir die Frage doof vorkommt. Klar, sagt sie. Mein Frühstückseichen am Sonntag, Bratkartoffeln und Spinat mit Ei oder auch Leberkäse mit Ei drauf. Deswegen geh ich auch nicht unter, weil Ei braucht man.

Als ich gerade mein Aufnahmegerät ausschalten will, frage ich Hannelore noch nach ihrem Alter. 69, sagt sie und, dass Alter keine Errungenschaft sei. Ist nur eine Erscheinung – wie man lebt, wie man liebt, das macht es aus. Hannelore lacht und dann verkauft sie weiter.



Auf keinen Fall möchte man den Fehler beim Bau des Rollbergviertels wiederholen, die Bedürfnisse des Menschen nicht genügend beachtet zu haben. Mehr Luft zum Atmen soll den Bewohnenden des Schillerkiezes bleiben.

# Auf der Schillerpromenade

Vom angesagten Prachtboulevard über einen verwaorsten Lärmkiez zum Durchlauferhitzer im Gentrifizierungsprozess – die Schillerpromenade hat in ihrer 120-jährigen Geschichte eine Menge Veränderungen durchlebt. Wir blicken zurück auf die Anfänge am Neuköllner Eingang zum Tempelhofer Feld.

Text: Fabian Friedmann / Fotos: Museum Neukölln, Michael Zambrano

So langsam wird sie wieder das, wofür sie einst angelegt wurde: ein Wohngebiet für gut situierte BürgerInnen. Die Schillerpromenade im Herzen des gleichnamigen Kiezes sieht sich seit Jahren einem Aufwertungsprozess ausgesetzt. Dabei war das Viertel einst von der Stadt Rixdorf und ihrem damaligen Bürgermeister Hermann Boddin als „Wohnquartier für Besserverdienende“ und als Gegenpol zur Arbeitersiedlung auf den Rollbergen konzipiert worden.

Ob Boddin damals die Gentrifikation durch Sanierungen und die sich ansiedelnden Cafés, Burgerläden und Cocktail-Bars für eine sich vermehrende digitale Bohème auf dem Planungsschirm hatte, ist nicht überliefert. Angesichts des angrenzenden Flughafens Tempelhof und dem jahrzehntelangen Schattendasein als Randbezirk an der Berliner Mauer hätte sich vor dreißig Jahren selbst der kühnste Optimist niemals ausmalen können, was heute der Realität entspricht: Die Schillerpromenade gehört neben dem Reuterkiez zu den beliebtesten und teuersten Wohnflächen Neuköllns.

110 Jahre zuvor ist die Schillerpromenade von Mietwucher und Luxussanierungen so weit entfernt wie die Neuköllner Tasmania 2017 von der Deutschen Fußballmeisterschaft. Der Kiez existiert noch nicht. „Der Erste Schlag des Berglandes“ nennt man das Land damals noch, das sich zwischen Rollbergviertel und dem Tempelhofer Feld erhebt. „Auf den Stoppeln“, wie es der Volksmund ausdrückt, wird Ackerbau betrieben.

Allerdings leben um 1900 bereits über 90.000 Menschen in Rixdorf, dem damals größten „Dorf“ Preußens. Der Platz vor den Toren Berlins wird knapp, angesichts der vermehrten Einwanderung vor allem aus Ost-Europa. Man beginnt den verbleibenden Freiraum zu nutzen und baut das „Obere Viertel“, den heutigen Schillerkiez. Die Schillerpromenade soll zu dessen Herzstück werden.

Sie wird großflächig angelegt. Auf keinen Fall möchte man den Fehler beim Bau des Rollbergviertels wiederholen, die Bedürfnisse des Menschen nicht genügend beachtet zu haben. Mehr Luft zum Atmen soll den Bewohnenden des Schillerkiezes bleiben, die Innenhöfe größer und nur ein Hinterhaus je Grundstück ermöglicht werden. Reine Menschenfreundlichkeit ist das keineswegs, denn die Stadt möchte vor allem zahlungskräftigere BürgerInnen aus der Mittelschicht anlocken, um das Steueraufkommen zu verbessern.

Der begrünte Mittelstreifen der Schillerpromenade lädt im Sommer zum Verweilen ein.

Mit seinen kreuzartig angelegten Straßen und der homogenen Bebauung ist das Quartier zur damaligen Zeit ein fortschrittliches Projekt, das in Berlin seinesgleichen sucht. Geprägt ist es durch die Genezareth Kirche, die in der Mitte aus dem Häusermeer ragt, und die breit angelegte Schillerpromenade als Prachtboulevard. Es entstehen prächtige Bauten: reich verzierte Fassaden, blumenähnliche Ornamente, Turmhauben und Kuppeln.

In nahezu jedem Mietshaus liegt im Erdgeschoss ein Ladengeschäft. So wird an fast an jeder Ecke, egal ob Weise-, Oker- oder Allerstraße, ein kleiner eigenständiger Kiez geschaffen. Noch in den Dreißiger Jahren befindet sich im Block der Schillerpromenade 27 eine Molkerei mit Kuhstall. Am Morgen können sich die Bewohnenden mit der Kanne ihre frische Milch holen. Der Misthaufen im Hinterhof stört nur die Wenigsten.

Die vielfältigen Versorgungsmöglichkeiten direkt vor der Haustür werden früh um einen Wochenmarkt auf der Promenade bereichert. Dienstags und freitags bieten Obst- und GemüsehändlerInnen ihre Waren an. Rund um die Kirche gibt es Fischstände. Doch mit dem Zweiten Weltkrieg ändert sich das Leben radikal. Obwohl die Alliierten versuchen, den angrenzenden Flughafen Tempelhof nicht zu zerstören, da sie ihn später für ihre Zwecke nutzen wollen, fordert ein schwerer Bombenangriff im Jahr 1944 im Quartier viele Menschenleben. Die Genezarethkirche verliert ihren Glockenturm, viele Häuser am Herrfurthplatz tragen große Schäden davon.

Von der schlechten Versorgungslage während und nach dem Krieg zeugt noch heute der reduzierte Baumbestand der Promenade: Wie auch in anderen Parks werden die Platanen gefällt und als Heizmaterial verwendet. Da die Sowjets 1948 West-Berlin abriegeln, ist der Schillerkiez wie kaum ein anderer den Belastungen durch die Berliner Luftbrücke ausgesetzt. Die Promenade liegt direkt in der Einflugschneise der „Rosinenbomber“. „Alle zwei Minuten startete und landete einer, immer zwischendurch, und wir haben irgendwann nicht mehr das Geräusch gehört vom Starten und Landen. Wir haben gehört, wenn mal eine ausgesetzt hat, dann sind wir hochgeschreckt“, so beschreibt es die Zeitzeugin Eisa Sonne im Buch „Ein Haus in Europa“ von Udo Gößwald über das Haus Schillerpromenade 27.

In den nachfolgenden Jahrzehnten verliert das Quartier an Bedeutung. Viele Läden werden nach dem Krieg nicht mehr wiedereröffnet oder ziehen auf die belebte Hermannstraße. Für Familien ist der Kiez unattraktiv, da die Schulen zerstört sind und keine weiteren in der näheren Umgebung liegen. Hundekot, Sperrmüll und Kriminalität tun ihr übriges. Der Kiez verwahrlost.



Diese Postkarte zeigt die Schillerpromenade in den Dreißiger Jahren.

Da die Sowjets 1948 West-Berlin abriegeln, ist der Schillerkiez wie kaum ein anderer den Belastungen durch die Berliner Luftbrücke ausgesetzt. Die Promenade liegt direkt in der Einflugschneise der *Rosinenbomber*. „Alle zwei Minuten startete und landete einer...“



Vom Glanz der Gründerzeit ist in den Siebziger Jahren nicht mehr viel übrig.

Zu diesem Zeitpunkt läuft der Betrieb auf dem angrenzenden Flughafen wieder auf Hochtouren. Einige Anwohnende können von ihrem Balkon direkt in das Cockpit der die Dächer streifenden Flugzeuge sehen. Der Lärm und der Kerosingeruch locken nicht gerade viele neue BewohnerInnen in den Kiez und lassen die Mieten fallen. Auch nach der Wende herrscht lange Zeit Tristesse an der Schillerpromenade.

Die Initialzündung für das Quartier ist der 30. Oktober 2008. An diesem Tag stellt der Flughafen Tempelhof endgültig seinen Betrieb ein. Zwei Jahre später wird er zum größten innerstädtischen Park Europas. Der Schillerkiez atmet auf und gewinnt seine Attraktivität zurück. 2010 lobt eine Anwohnerin im Tagesspiegel die Vielfalt auf der Promenade: „Langsam werden die Bewohner des Schillerkieses sichtbar: Alternative mit Dreadlocks, fescche Künstler aus dem Schillerpalais, die Türkin mit Kopftuch, der tätowierte Proll. Sie sitzen in der Sonne und trinken Latte Macchiato. Und ihre Kinder spielen auf den neu gestalteten Spielplätzen.“

Doch mit der Idylle kommen die Begehrlichkeiten. Makler rufen die Schillerpromenade zum „Hotspot“ aus. Investoren lassen nicht lange auf sich warten. Die Mieten steigen, die Konflikte nehmen zu. Viele können den Preiskampf bei den Mieten nicht mitgehen und fühlen sich verdrängt. 2015 zieht die taz eine erste Bilanz nach 15 Jahren Quartiersmanagement rund um die Schillerpromenade. Fazit: „Es gilt jetzt, ganz unwissenschaftlich gesprochen, die Neuen im Kiez zu halten. Ohne zu viele der Alten zu verlieren. Ein Kunststück, an dem Gebiete wie der Reuterkiez bereits gescheitert sind.“

Ob der beschlossene Milieuschutz für das Quartier die Wende zum Guten bringt, bleibt abzuwarten. Man kann es der Schillerpromenade nur wünschen, damit ihr die Vielfalt auch in Zukunft nicht verloren geht.

# Schön, dass du auch noch da bist.



Schön, dass du auch noch da bist.

Nicht nur Menschen altern, auch Gebäude oder Straßenzüge. Wie aber altern die Bäume in der Stadt? Und wie werden sie gepflegt? Das haben wir zwei Mitarbeiter des Grünflächenamtes Neukölln gefragt.

Text: Magdalena Schrefel / Illustrationen: NBW-Archive

Als ich ein Kind war, fuhren wir in den Ferien oft zu meinem Onkel, der in einem Straßendorf auf dem Land lebte, an dessen Beginn – nach einem Gasthof und einer mauergroßen Werbung für eine Zeitung – der alte Bauernhof stand, mit einer Scheune, dahinter weiten Wiesen und einem Kompostklo. Jedes Mal, wenn wir bei meinem Onkel waren, wollte mein Vater zu einem bestimmten Baum fahren. Den fotografierte er, damals noch analog. Vier Fotos dieses Baumes – eines aus jeder Jahreszeit – hängen bis heute in der Wohnung meines Vaters. Vor Jahren schon zogen mein Onkel und seine Familie weg, den alten Hof, so meinte eine meiner Cousinen, gebe es nicht mehr. Ob es den Baum noch gibt, weiß niemand. Möglich wäre es. Weil Bäume den Menschen weit überleben können. Bei guten Umweltbedingungen zumindest. Wie aber verhält es sich mit den Bäumen in der Stadt? Wie altert der Baumbestand in Berlin?

Mit weitem Blick über die ganze Stadt, die sich unter einem wolkenlosen Himmel erstreckt, findet das Gespräch mit einem Mitarbeiter des Grünflächenamtes Neukölln statt. Guido Fellhölter ist ein besonnener Gesprächspartner. Seine Worte wählt er mit Bedacht, er spricht in mehrgliedrigen Sätzen mit hörbaren Punkten und Kommas und er spricht oft davon, dass ein Sachverhalt unterschiedlichste Gründe habe. Einfache Erklärungen sind seine Sache nicht. Seit 2008 ist er im Grünflächenamt des Bezirks Neukölln für Straßengrün und Straßenbäume verantwortlich. Wenn er von den Bäumen in Neukölln spricht, dann verwendet er Formulierungen wie: „ein besonderer Kollege“ oder „ein schöner Kandidat“.

---

Die Lebenserwartung liegt für einen Straßenbaum in Berlin bei durchschnittlich 50 bis 60 Jahren – im Vergleich dazu kann eine Linde unter günstigen Freilandbedingungen schon mal 300 bis 400 Jahre alt werden.

Unter normalen Bedingungen, sagt Fellhölter, wächst ein Baum zwischen 2,8 und 3,2 Zentimeter im Jahr – im Umfang, wohlgeerntet. In die Höhe sei die Schwankung größer. Oft wachsen Bäume in jungen Jahren sehr schnell, fahren dann ihr Wachstum zurück und schrumpfen im Alter sogar. In dieser Hinsicht sind sie dem Menschen sehr ähnlich. Die Lebenserwartung liegt für einen Straßenbaum in Berlin bei durchschnittlich 50 bis 60 Jahren – im Vergleich dazu kann eine Linde unter günstigen Freilandbedingungen schon mal 300 bis 400 Jahre alt werden. Die Lebenserwartung von Menschen in Berlin liegt damit deutlich näher beim Stadtbaum – 83 Jahre wird ein 2016 in Berlin geborenes Mädchen, nur 77 Jahre ein Junge, rein statistisch zumindest. Doch hier wie da findet derzeit ein Generationenwechsel statt – die Berliner Stadtbevölkerung wird durch Zuzug in den letzten Jahren im Schnitt kontinuierlich jünger. Und auch die Bäume werden jünger. Denn jene, die in den Nachkriegsjahren auf Schutt und Trümmern hier gepflanzt wurden, sterben nun langsam ab. Auch im Schillerkiez ist das nicht anders.

Die Bedingungen für Straßenbäume sind in der Stadt denkbar schlecht: Leitungen, die im Boden geführt werden, behindern das Wurzelwachstum, sodass die Bäume keinen festen Halt mehr finden. Auch klimatische Veränderungen und die Umweltbelastung durch Autoabgase führen dazu, dass die Bäume Stress haben. Hundeurin und Streusalz setzen ihnen ebenfalls zu. Das Alter, das ein Baum erreichen kann, hängt also von vielen Faktoren ab; es gebe in Neukölln Bäume, die man aufgrund ihrer Wuchseigenschaften und Vitalität dennoch auf über 300 Jahre alt schätze, erzählt Guido Fellhölter. Auch in der Hasenheide seien einige alte Eichen und Buchen zu finden, mit 200 bis 250 Jahren. Der älteste Straßenbaum auf der Schillerpromenade ist dagegen wohl keine 100 Jahre alt. Es ist die Linde mit der Nummer 4 (Seite 38) am Herrfurthplatz.



Das Alter eines Baumes in der Straßenbepflanzung lässt sich nur schätzen. Seit den Achtziger Jahren wird die Bepflanzung exakt datiert und vermerkt – erst in Karteikarten, dann in Excel-Tabellen und mittlerweile in einer auch öffentlich zugänglichen Datenbank. Vermerkt wird das Pflanzjahr, davor aber steht ein Baum schon sieben bis zehn Jahre in der Baumschule. Von denen gab es früher in jedem Stadtbezirk eine eigene, heute werden die Bäume zugekauft – aus dem Berliner Umland genauso wie aus Osteuropa. Wissen, wie alt ein Baum ist, kann man schlussendlich erst, wenn er gefällt ist. Nur anhand seiner Jahresringe sind exakte Altersbestimmungen möglich.

Jeder Straßenbaum ist im Baumkataster vermerkt. Der Kataster ist sozusagen das Einwohnermelderegister der Straßenbäume, das genau erkennen lässt, wo welcher Baum steht. Etwa alle neun Monate erhält jeder Baum im Straßenland zwei Besuche von der Baumkontrolle – einmal im belaubten Zustand, einmal im Winter, sozusagen nackt. Die Verwaltungsvorschrift sieht diese Baumkontrollen zum Schutz der Bevölkerung genauso wie von Hab und Gut vor. Die Bäume sprechen mit uns, sagt Herr Fellhölter – nicht umsonst nennt man die einzelne Baumkontrolle auch die Baumansprache. Es brauche viel Praxiserfahrung, um dieses Sprechen des Baumes zu verstehen. Einer, der die Bäume gut versteht, ist Christian Schön. Landschaftsgärtner habe er gelernt, danach habe er über 15 Jahre aktiv oben im Baum gearbeitet, wie er sagt. Und nun eben in der Baumansprache.



Wir fangen an, indem wir uns dem Baum nähern. Es ist ein Ahorn. Die Bäume auf der Straße sind nummeriert. Das Arbeitsgerät: Ein Handheld-Computer. Darauf ruft man den Straßenbaumkataster auf, sieht die bisherigen Befunde und Maßnahmen. Wenn wir auf den Baum zugehen, sagt Christian Schön, gucken wir uns die Krone an. Den Stamm gucken wir erst an, wenn wir beim Baum angekommen sind. Das sei aber genauso wichtig. Am Stamm müsse man auf Schäden achten – zugefügt durch zum Beispiel einen Anfahrtschaden oder Hundeurin, der an der Rinde regelrechte Verbrennungen auslöst. Auch Infektionen werden bei der Baumansprache dokumentiert. Nachdem wir alles kontrolliert haben, speichern wir die Beobachtungen im System ab und sprechen den nächsten Baum an. Es ist eine Platane.

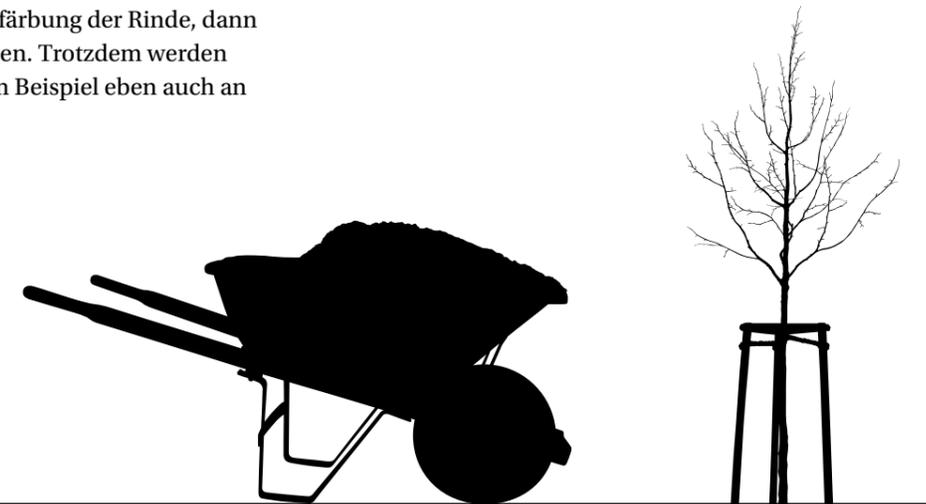
Schön, dass du auch noch da bist.

Früher, sagt Herr Schön, hatte der Stadtbezirk eine eigene Baumkolonne von 30 Mann, die Baumkontrolle und -pflege machten. Heute gibt es für ganz Neukölln noch vier Baumkontrolleure – für insgesamt 21 000 Straßenbäume. Die Baumpflegearbeiten werden an private Firmen per Auftrag ausgelagert. Man habe umstrukturiert. Das Wort umstrukturiert betont er, als wäre es bitter oder kalt. Wie kam es zu der Umstrukturierung? „Politik“, sagt er. Und weiter: „Da ham’ wir keine Hand.“ Zurück zu unserer Platane also.

Die Baumscheibe der Platane wird genau betrachtet. Treten Wurzeln aus? Hat der Baum genug Platz? Wie ist die Wuchsrichtung, schief oder gerade? Neigt sich ein Baum zu sehr gen Straße, wird seine Krone gestutzt, damit der Baum sie auch noch tragen kann. Mit dem sogenannten Sondierstab stochern wir in Faultaschen, mit dem Resonanzhammer klopfen wir den Stamm ab. Entdeckt man so Anzeichen einer Stammfäule, deren Ausmaß man nicht abschätzen kann, ordnet man eine Nachkontrolle an. In der Nachkontrolle wird diese dann mit einem sogenannten Resistographen genau kontrolliert. Mit einer Nadel wird der Baum dabei angebohrt, die Nadel markiert Ausschläge. Gesundes Holz leistet der Nadel Widerstand – der Ausschlag ist groß –, wo aber Totholz ist, schwindet der Widerstand, die Nadel kann leichtenfalls in den Baumstamm fahren. An einem der Äste befindet sich eine rundliche Verfärbung. Daran erkennt man, dass der Ast abbrechen wird, sagt Christian Schön. Massaria heiße diese Pilzart, die hauptsächlich Platanen befällt. Erst produziere der Pilz eine rosa Verfärbung der Rinde, dann den sogenannten Abschiedskragen. Trotzdem werden Platanen in Berlin erhalten – zum Beispiel eben auch an der Schillerpromenade.

In der Baumpflege, das wird mir durch meine Recherchen klar, macht es keinen Unterschied, ob ein Baum jung oder alt ist. Jedem Baum kommt dieselbe Aufmerksamkeit zu. Bäume altern in Würde, sozusagen, unter Aufsicht und Zuwendung, bis sie schließlich gefällt werden. So etwas wie einen Baumfriedhof gibt es nicht. Das Holz wird entweder in Kompostanlagen des Stadtbezirks geschreddert, oder die mit der Baumpflege beauftragten Firmen nehmen das Gehölz mit. Als Brennholz oder Hackschnitzel verkaufen sie den Baum weiter. Jeder Baum wird verwertet, auch nach seinem Ableben.

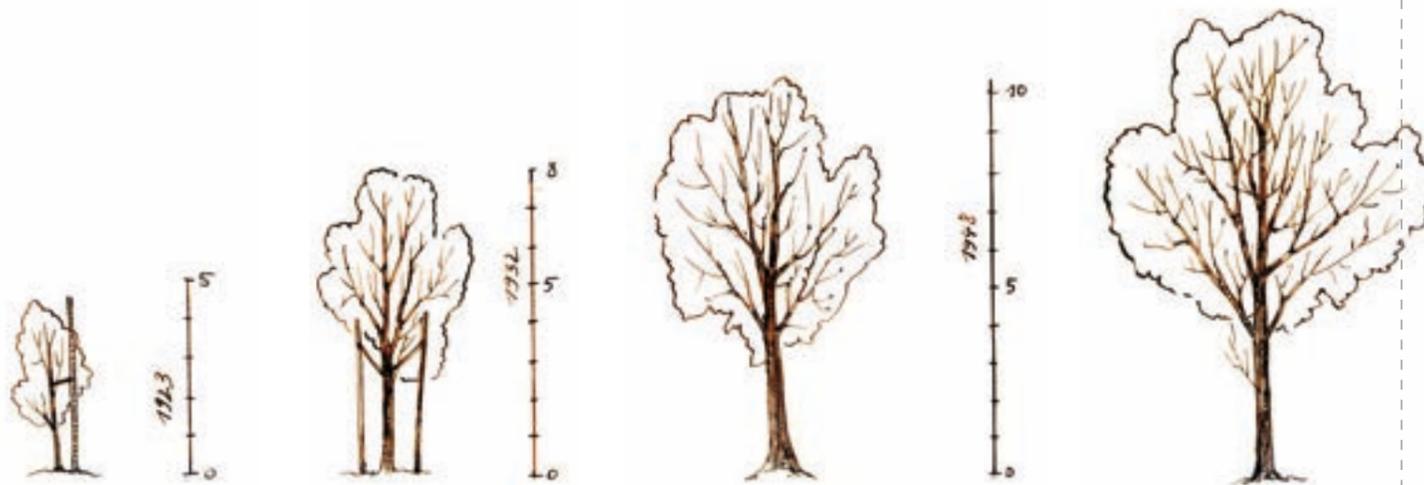
Auf die Frage, welcher Baum sein Lieblingsbaum sei, antwortet Christian Schön: „Alle Bäume sind unsere Lieblinge“, und lacht. Dass sein Chef dasselbe gesagt habe, sage ich. Dass ihm jeder einzelne Baum am Herzen liege, und dass sie alles dafür täten, Bäume zu hegen, zu pflegen und den Baumbestand zu erhalten. Denn letztendlich, so Guido Fellhölter, seien er und seine Mitarbeiter so etwas wie die „Verwalter und Fürsprecher des Straßenbaumbestandes in Neukölln“. Auch hierbei ist es oft eine Frage des Geldes. Manchmal sei es kostengünstiger und zukunftssträchtiger, Bäume nicht zu erhalten. „Aber wir kämpfen, um jeden einzelnen Baum“, sagt Guido Fellhölter. Und irgendwann sagt er auch noch: „Wenn ich ein alter Sack bin, und an einem der Bäume vorbeifahren kann, für dessen Pflanzung ich verantwortlich war, dann werde ich denken: „Hey, schön, dass du auch noch da bist.“



# Linde Nr. 4

Die Linde Nr. 4 in der Schillerpromenade ist der älteste Baum in diesem Straßenzug. Was sie in den Jahren, seitdem sie 1923 gepflanzt wurde, gesehen haben könnte, erzählen die folgenden fiktiven Prosaminaturen.

Text: Magdalena Schrefel / Zeichnungen: Bertram Lorenz



## 1923

Aus der nahegelegenen Baumschule wird eine junge Linde geholt, ihre Wurzeln werden in den Erdboden gedrückt, Erde wird aufgehäuft und angegossen. Ein junger Mann sitzt am Fenster seiner Wohnung und sieht zu.

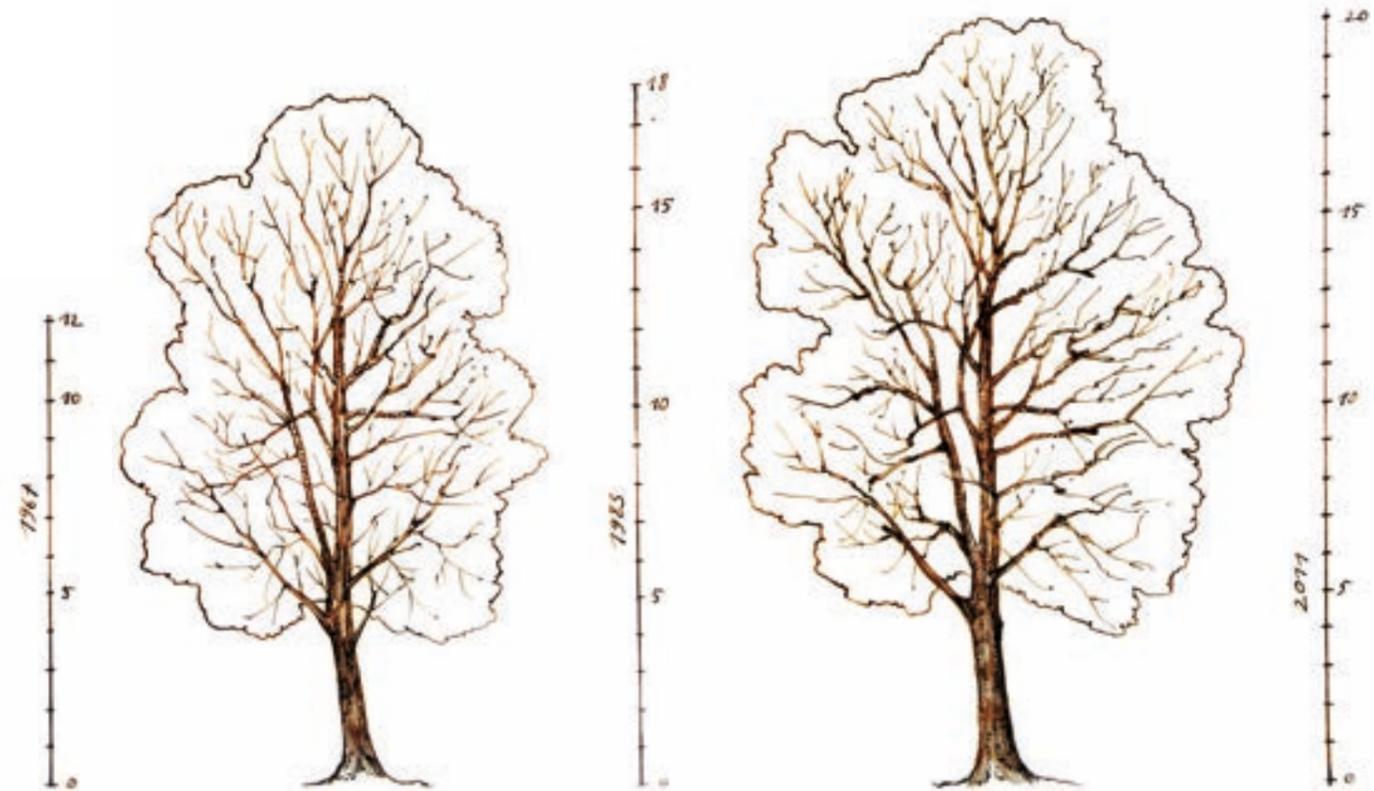
## 1932

Es ist Wahlkampf in der Weimarer Republik, die Parteien werben, wo sie nur können. Nachts bringt ein junger Mann Plakate für die KPD an der Linde an. In der Reichstagswahl am 31. Juli werden die Nationalsozialisten mit 24,0% im „roten“ Neukölln noch über vier Prozentpunkte hinter ihrem berlinweiten Ergebnis zurückbleiben.

## 1948

Es ist Herbst, und der meiste Schutt ist bereits weggeräumt. West-Berlin ist blockiert, die Versorgung findet über die Luftbrücke der Amerikaner statt. In kurzen Abständen starten und landen Flugzeuge am Tempelhofer Flughafen. Die Linde ist noch nicht sehr hochgewachsen, aber für die Kinder schon unerreichbar hängt ein kleines selbstgebasteltes Fallschirmchen auf ihrem obersten Ast: GREETINGS FROM AMERICA.

Linde Nr. 4



## 1967

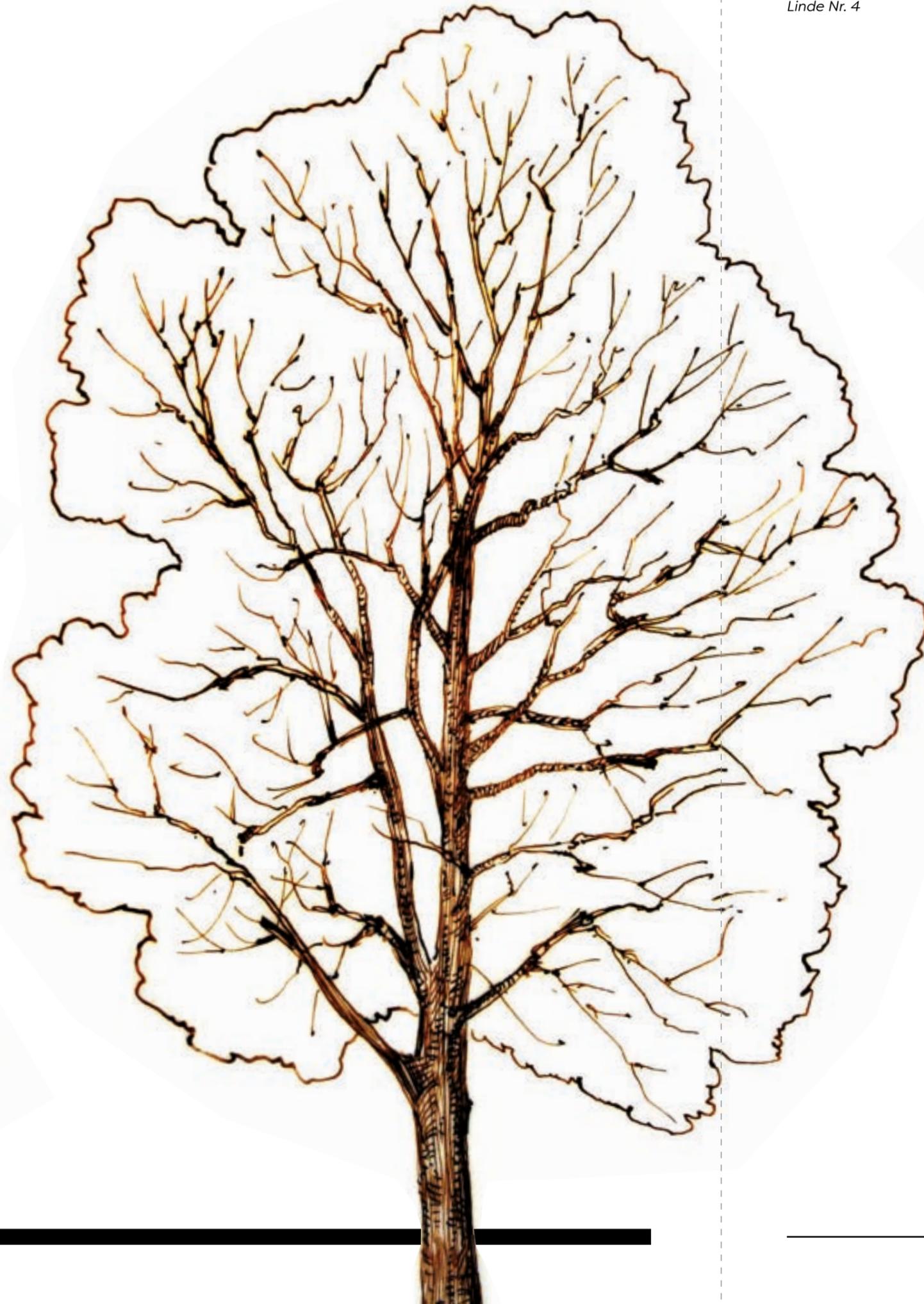
Die Baumkrone ist kräftig gewachsen, sie erstreckt sich nun über zwölf Meter. Am Fenster sitzt immer noch die Frau, deutlich gealtert. Sie sieht nur noch wenig von der Straße, dafür mehr vom Leben im Baum – die Vögel, die Jahreszeiten. Zwei Häuser die Straße runter zieht gerade eine Familie ein. Beide Eltern kommen aus der Türkei. Der Mann arbeitet als Lötter bei Siemens, die Frau bei der AEG-Telefunken in der Brunnenstraße im Wedding. Endlich sind nun auch ihre drei Kinder da.

## 1983

Der Baum, sagt ein junger Mann, hat keinen Platz. Er hält ein selbstgemaltes Schild in die Höhe: MEHR PLATZ FÜR UNSERE BÄUME. Schon seit sechzehn Jahren lebt er hier, kennt den Baum im Frühling, im Sommer, im Herbst und im Winter. Im Dorf bei den Großeltern stehen die Bäume frei. Hier in der Stadt bei den Eltern sind die Bäume auf der Straße von Asphalt eingefasst. Der junge Mann möchte aufs Land ziehen und dort mit anderen zusammen in einer Gemeinschaft leben. Mit den Eltern hat er deshalb oft Streit.

## 2011

Es ist Frühsommer, die Linde blüht. In ihren Blättern wird Chlorophyll produziert. Einzelne Blätter aber sind von grauen Spinnweben überzogen, sie sind von Lindenspinnmilben befallen. Das Alarmsystem des Baumes meldet den Fressfeind, Bitterstoffe werden in die Blätter eingelagert. Nach einem Spaziergang auf dem seit einem Jahr geöffneten ehemaligen Gelände des Tempelhofer Flughafens waren der Junge und das Mädchen ins neueröffnete Café Engels gegangen. Sie waren aufgeregt, weil aneinander interessiert. Und als sie sich vor dem Wohnhaus, in dem das Mädchen mit seiner Mutter wohnt, verabschiedet, muss die Linde gesehen haben, wie sie sich das erste Mal küssen.



## 2027

Der Wind wird stärker. Dunkle Wolken ziehen aus der Richtung des Feldes über die Promenade. Die alte Linde Schaukelt im Wind, ihre Zweige werden ordentlich durchgeschüttelt. Grünlich kugelige Nüsschen fallen ab. Dann setzt Platzregen ein, wie er in Berlin im Sommer normal geworden ist. In der Schule lernen wir: Berlin liegt in einer neuen tropischen Klimazone. Neben die Linde werden Stechpalmen gepflanzt.

# „Tanz oder gar nicht“

Horst Köhler ist Ur-Berliner und lebt seit 50 Jahren im Schillerkiez. Er sehnt die „gute alte Zeit“ zwar nicht zurück, erzählt aber trotzdem gerne von ihr. Zum Glück! Denn in seinen Erinnerungen wird auch ein Stück Schillerkiez-Geschichte lebendig.

Text: Cara Wuchold / Fotos: Anke Hohmeister



Horst Köhler umrundet einmal in der Woche das Tempelhofer Feld. Dafür braucht er „zwischen 1 Stunde 6 Minuten und 1 Stunde 13 Minuten“.

„Tanz oder gar nicht“

Horst Köhler ist kein Nostalgiker. Er ist auch nicht der Bundespräsident a.D., sondern ein Versorgungstechniker im Ruhestand. Als er anfang, hieß das noch Ingenieur für Heizungs- und Gesundheitstechnik. Doch das ist jetzt 50 Jahre her – und genauso lange lebt der heute 73-Jährige nun schon im Schillerkiez. Dabei ist er im Prenzlauer Berg geboren. Seine Eltern hatten 1951 gemeinsam mit ihm rübergemacht. Was auch vor dem Mauerbau als Republikflucht galt. Der Vater schaffte einige Habseligkeiten in der S-Bahn heimlich rüber in den Westen, doch im Grunde fingen sie fast bei Null noch mal an. Das war damals schon in Neukölln, aber noch in Britz.

Zur ersten eigenen Wohnung im Schillerkiez verhalf Horst Köhler der Allgemeine Studentenausschuss an der Ingenieurakademie für Bauwesen. Er war dort Kulturreferent und besorgte Freitickets für die Studierenden für die Theater und Museen. Eine Sekretärin gab ihm den Tipp für die erschwingliche Bleibe. „Schillerpromenade 9, vierte Etage, Stube und Küche – wie man in Berlin sagt – mit Außentoilette, halbe Treppe höher. Also der ganze Aufgang ist ein Zweispänner, aber oben haben sie ulkigerweise eine dritte Wohnung dazwischen gezwickt, aber für Sanitär keine Möglichkeit“, erinnert sich Horst Köhler, genüsslich berlinernd. „Eine halbe Treppe höher, also fast schon auf dem Boden, war dann die Toilette, mit dem Riesenvorteil: Ich benutzte sie allein. Und irgendeiner meiner Vorgänger war so intelligent, so lieb und hat die Chance genutzt und hat eine elektrische Leitung bis da oben hingelegt. Das heißt, ich hatte also nicht nur Licht, sondern ich konnte von unten auch die Steckdose, die da installiert war, bedienen. Ich hab’ dann ‘nen Heizlüfter aufgestellt, war im Nu warm, hab’ unten auf einen Knopf gedrückt, fünf Minuten später bin ich hoch gegangen, ja, dann war das warm. Also ich habe da eigentlich nichts vermisst.“

Es klingt wie gestern, wenn Horst Köhler davon erzählt. Er sitzt an seinem Esstisch, wache blaue Augen hinter der silbernen Brille, in rot-weiß kariertem kurzärmeligen Hemd. Kariert ist auch die Tischdecke. Darauf liegen die Morgenpost und der Berlin-Teil der Berliner Zeitung, den bekommt er von der Nachbarin. Horst Köhler kann das sehr gut, erzählen. Er beschreibt bildhaft, setzt dramaturgische Pausen. In seiner Stimme schwingt neben der Selbstironie eine Leichtigkeit mit, die eines tatsächlich gar nicht aufscheinen lässt: eine Sehnsucht nach der guten alten Zeit – auch wenn er sie wohl genossen hat.

Zum Beispiel die Jahre mit seiner Hausgemeinschaft in der Schillerpromenade. „Das waren so richtig herrlich normale Leute. Unsere Hauswartsfrau, die hat den ganzen Laden da geschmissen, mit einer kranken Hüfte, die konnte sich kaum bewegen. Hat geraucht wie ein Schlot, hat ja da frei gewohnt und hat mit ihrem dürftigen Hauswarteinkommen alles bestreiten müssen, aber hatte alles im Zug. Also Mülltrennung war ja damals durchaus schon aktuell, und wehe nicht, und alle drei Stunden hat sie das runtergestampft und geputzt und gemacht und getan. Eine herzensgute Frau, aber so eine richtige Berliner Portiersche. Gekeift und gedingt, aber eine liebenswerte Person, unbedingt.“

Im Kiez war er fast nur zum Schlafen, daran änderte auch sein Job bei der GASAG nichts. Irgendwann mietete Horst Köhler die Nachbarwohnung dazu, eine mit Bad. Da war er 43 Jahre alt und zog mit Gisela zusammen – 15 Jahre jünger und bis heute seine Frau. Mitte der Neunziger Jahre wurde ihr Mietshaus von einer Scientology nahen Firma aufgekauft. Eine Weile haben sie ausgehalten, konnten sogar einen Dachausbau verhindern – aber dann gab es mal drei Tage kein Wasser oder der Strom wurde abgestellt. Und irgendwann gingen sie dann doch.

Und wieder half ihm jemand: diesmal die evangelische Kirchengemeinde Genesareth, in der er sich engagierte – und das bis heute tut. Sie vermittelte ihm die Wohnung in der Allerstraße neben der gemeindeeigenen Kita, Baujahr 1961. Die war für ihre Verhältnisse eigentlich viel zu groß, doch inzwischen leben sie 20 Jahre dort. Horst Köhler erzählt lachend vom „Westflügel“, der seine Berlin-Bibliothek mit 1700 bis 1800 Bänden beherbergt. Das sind wahrscheinlich die einzigen irdischen Güter, an denen er wirklich hängt, meint er. Doch seine Frau und er folgen inzwischen einer Regel: Für jedes neue Buch, müssen zwei alte gehen.

---

„Das waren herrlich normale Leute. Unsere Hauswartsfrau, die hat den ganzen Laden da geschmissen, mit einer kranken Hüfte, die konnte sich kaum bewegen. Hat geraucht wie ein Schlot, hat ja da frei gewohnt und hat mit ihrem dürftigen Hauswarteinkommen alles bestreiten müssen, aber hatte alles im Zug“.

Das älteste Stück in der Wohnung? Da zeigt er auf sich. Das Wertvollste? Vielleicht das Kunstwerk, was im Erker des Esszimmers an der Wand hängt. „Ein echter Werner Doede, den hat meine Frau als Vermächtnis mit in die Ehe gebracht, sie ist sogar um sieben Ecken mit ihm verwandt.“

Die Gemeinde vermittelte aber auch in anderen Belangen. Als „es sehr türkisch wurde“, wie Horst Köhler sagt, gründete die Genezareth-Gemeinde ein Interkulturelles Zentrum und öffnete sich. Doch er sieht das auch kritisch. „Kulturaustausch hat nicht stattgefunden, denn wir haben ja keine Kultur.“ Dann macht er eine dieser bewusst gesetzten Pausen. Und er meint es ernster, als es zunächst klingt. „Das heißt, die Griechen kamen mit Folklore hier an, haben getanzt, was haben wir dagegensetzen? Die Türken und die Araber kamen mit ihren Speisen an, was haben wir dagegensetzen? Hackepeterbrötchen? Haben die gesagt: Nein, Danke! Wo war denn da ein Austausch? Also wir haben es adaptiert, weil für uns das Fremde schön war, aber was haben wir denen denn gegeben von unserer Kultur? Gar nichts, da habe ich sehr drunter gelitten. Das finde ich auch heute noch schade, dass wir eigentlich nichts zu bieten haben.“ Wobei, Hackepeterbrötchen? Ein klein bisschen Selbstironie versteckt sich wahrscheinlich auch in diesen Sätzen.

Vergleicht er den Schillerkiez von früher mit dem von heute, hat sich seiner Meinung nach: „unheimlich viel verbessert“. Denn die Anwohnenden wurden immer älter, die U-Bahn fuhr nicht bis zum Ring, und vom Himmel regnete es Kerosin. Der Fluglärm störte ihn kaum, diese Tröpfchen auf der Haut dagegen schon. Solange Horst Köhler im Schillerkiez wohnt, ist Tempelhof sieben Mal geschlossen worden. Und als es dann endlich von Dauer war: „Doch, das war was, richtig toll, ist immer noch toll. Wenn man außen rum läuft, also innen, aber außen rum läuft, sind es sieben Komma... Kilometer, dafür brauche ich zwischen 1 Stunde 6 Minuten und 1 Stunde 13 Minuten. Mach' ich einmal die Woche. Es ist wunderbar.“

Sein Lieblingsort im Schillerkiez ist ganz in der Nähe: der Anita-Berber-Park auf dem ehemaligen St. Thomas Friedhof. Statt durch die vermüllte Allerstraße läuft er dort entlang zur U-Bahn, durch die Platanenallee. Für Horst Köhler ist das „einfach ein Geschenk“, und er ist jemand, der so etwas anzunehmen weiß.

Und dann noch all die Sprachen um ihn herum. „Ich find's irre. Man hört nicht nur Türkisch, man hört Portugiesisch, Spanisch, Englisch, Französisch, auch Niederländisch, was weiß ich. Und es ist jung, und da sind wieder Kinderwagen unterwegs, und die Spielplätze, wo ich denke, wozu müssen hier so viele... die sind belebt, ich find's richtig toll.“ Allerdings, aber das schiebt er auch ein bisschen aufs Alter, beobachte er eine „Generation Nabel“. „Jeder glaubt, er sei der Nabel der Welt, und alles andere muss sich um ihn drapieren.“

Horst Köhler schaut überhaupt lieber zukunftsorientiert nach vorne als zurück. Einsamkeit? Kennt er nicht. „Tanz oder gar nicht“ steht auf einer Postkarte, die auf dem Kiefernschrank im Esszimmer klebt. Gesellschaftstanz, Kreistanz, Line-Dance – seit zehn Jahren macht er das nun schon. Auch wenn er seit einer Lungenentzündung, die ihm im vergangenen Jahr eine Lektion in Demut erteilte, wie er sagt, nur noch eine Runde Walzer schafft. Jeden Freitag trifft er sich mit einem Freund zu einer „Exkursion“, so nennen sie das. Im Winter geht's in die Museen, zuletzt ins Potsdamer Barberini, im Sommer ins Grüne. Und er nutzt neue digitale Nachbarschaftsnetzwerke, geht Doppelkopfspielen – da ist er der Senior, die bleiben ihm also erhalten, bis er selbst irgendwann wird aussteigen müssen.

---

„Ich find's irre. Man hört nicht nur Türkisch, man hört Portugiesisch, Spanisch, Englisch, Französisch, auch Niederländisch, was weiß ich. Und es ist jung, und da sind wieder Kinderwagen unterwegs, und die Spielplätze, wo ich denke, wozu müssen hier so viele... die sind belebt, ich find's richtig toll.“

„Tanz oder gar nicht“

Trotz allem kommen im Alter Gedanken an das Ende immer häufiger hoch. „Und, mag man jetzt ein Zentimetermaß nehmen, da ist nicht mehr viel – und es wird nicht besser. Und das ist nicht unbedingt mit dem Tod verknüpft, aber: Was bleibt mir noch? Das drängt sich ganz oft einfach ins Bewusstsein. Das lässt sich gar nicht verhindern, und es ist ja auch in Ordnung, es ist ja Fakt.“ Es ist halt so, wie es ist – dieser Gleichmut schimmert bei ihm immer wieder durch.

Dann wird Horst Köhler aber doch noch ein bisschen nostalgisch. Denn er befürchtet, dass Berlin verschwindet. „In der Sprache, in allem. War schon immer so, Berlin lebt immer vom Durchreisen, vom Zureisen, völlig klar. In den Zwanziger Jahren galt der Spruch, der richtige Berliner ist in Breslau geboren und so. Das ist so, muss ich auch einsehen. Aber Berliner gibt's doch in dem Sinne kaum noch. Ich bin einer der letzten.“ Da lacht er leise. Vor uns sitzt also ein wichtiger Zeitzeuge. Vielleicht treffen wir ihn ja zu seinem 60. Schillerkiez-Jubiläum wieder, dann unter den Platanen auf einer Bank im Anita-Berber-Park.

---

Allerdings, aber das schiebt er auch ein bisschen aufs Alter, beobachte er eine „Generation Nabel“. „Jeder glaubt, er sei der Nabel der Welt, und alles andere muss sich um ihn drapieren.“



In der Schillerpromenade 9 lebte Horst Köhler bis Mitte der Neunziger Jahre.



## KONTAKT

**Schillerwerkstatt – die Medienwerkstatt im Schillerkiez**  
im Familienzentrum Schillerkiez  
Karlsgartenstraße 6  
12049 Berlin  
info@schillerwerkstatt.de  
www.schillerwerkstatt.de

## IMPRESSUM

HerausgeberIn: **Schillerwerkstatt – die Medienwerkstatt im Schillerkiez**  
Konzept und Redaktion: **Karolin Korthase**  
Lektorat: **Agnes Ludwig**  
Autoren: **Magdalena Schrefel, Cara Wuchold, Anke Hohmeister, Max Büch, Fabian Friedmann, Christiane Quack**  
Fotografen: **Anke Hohmeister, Emmanuele Contini, Karolin Korthase**  
Gestaltung: **Katja Hommel, Anke Hohmeister**  
Art Direction: **Katrin Friedmann**  
Druck: **Buch- und Offsetdruckerei H. Heenemann**  
Auflage: **300 Exemplare**  
Berlin, März 2018

Partner



gefördert durch



**Die Schillerwerkstatt – Die Medienwerkstatt im Schillerkiez wird gefördert durch die Bundesrepublik Deutschland und das Land Berlin im Rahmen der Zukunftsinitiative Stadtteil, Teilprogramm Soziale Stadt.**

**Nachbarschaft**

**Theater**

**Erinnerung**

**Wohnen**

**Geschäfte**

**Freundschaft**

**Gefährten**

**Bäume**

**Liebe**

**Geselligkeit**

**Vergessen**

